DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 16

DM 1.20

Österreich S 8.– Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 inkl. moms
Italien L. 250, Spanien Pts 28
Printed in Germany

Geisterheere aus dem Jenseits



Nr. 16

Geisterheere aus dem Jenseits

Zuerst grellte der Blitz auf. Dann kam der Tod.

Bertrand Munuel warf die Arme in die Höhe. Die Luft blieb ihm weg. Er riß den Mund auf wie ein Fisch, der von einer heftigen Welle ans Land gespült wird.

Blauviolett war das Licht im Zimmer.

Das Amulett! Das verfluchte Amulett, hetzten seine Gedanken…

Murmel schraubte sich langsam aus dem rotsamtenen Stuhl in die Höhe und taumelte durch den Raum.

Die Tür… Genevieve… ich muß sie warnen…

Er stürzte. Röchelnd brach er vor der Tür zusammen.

Im Fallen schlug er gegen die Klinke. Die Tür flog nach draußen auf.

Da kam der zweite Blitz.

Er bohrte sich in seine Brust.

Munuel bäumte sich auf und fiel gurgelnd zurück.

Genevieve Munuel hörte den dumpfen Aufprall.

»Bertrand?« rief sie von oben.

Keine Antwort erfolgte.

Die Frau des Schauspielers eilte die Treppe hinab.

Bertrand Munuel konnte keine Antwort mehr geben. Er war tot.

*

Herzschlag, lautete die Diagnose.

So sah es aus, denn keine äußeren Verletzungen waren festzustellen.

Fünfundvierzig Jahre alt war Bertrand Munuel geworden. Im besten Mannesalter hatte ihn der Tod ereilt.

Drei Tage später wurde er in Agde beigesetzt, der Stadt, in deren Nähe er die letzten Jahre seines Lebens als erfolgreicher Darsteller in Fernsehfilmen verbracht hatte.

Hier am Mittelmeer hatte er sich stets sehr gut gefühlt und hatte Kraft geschöpft für die anstrengenden Drehtage, die ihn oft fünfzehn Stunden am Tag im Studio banden.

Bertrand Munuel hatte es geschafft. Aber nun zahlte er den Tribut für sein aufreibendes Leben, für die Belastungen, die er seinem Organismus in den letzten Jahren zugemutet hatte.

Es war eine Beerdigung, wie sie nicht alle Tage stattfand.

Ein Heer von Teilnehmern. Das Fernsehen und die Leute von der Wochenschau waren gekommen. Die Beerdigung wurde fast zum Klamauk.

Genevieve bekam das Ganze nicht mit. Wie in Trance lief alles vor ihren Augen ab. Und das war gut so.

»Herzliches Beileid…«

»Daß es so schnell gehen mußte…«

»Arme Genevieve, du tust mir so leid…«

Wie ein Traum verging dieser Tag in dem großen Haus am Meer, das Bertrand so geliebt hatte.

Keine Freunde waren mehr anwesend, nur noch die engsten Verwandten. Und die reisten gegen Abend auch ab.

Blieben nur noch Alain, der Bertrand so ähnlich sah und Architekt in Montpellier war, sowie dessen Frau Lucille.

Auch Nicole blieb noch, die Tochter, die in Paris Archäologie studierte. Ihr Mann war ein stiller, schweigsamer Mensch, ein Gelehrter, mit dem Genevieve noch keine hundert Worte gewechselt hatte, obwohl ihre Tochter seit zwei Jahren verheiratet war.

Auch heute hielt sich Nicoles Mann in der Bibliothek auf.

Mit Alain und Nicole hatte die Witwe viel zu besprechen.

Die Gespräche an diesem denkwürdigen Tag blieben ihr in guter Erinnerung. Alle sprachen ihr Mut zu und gaben ihr zu bedenken, daß Vater auch kein Kind von Traurigkeit gewesen sei und das Leben genossen habe, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot.

»Es wird dir nicht schwerfallen, allein weiterzukommen«, bekam sie zu hören. »Du hast keine finanziellen Sorgen. Es wird dir auch weiterhin gutgehen.«

Sie hörte sich alles gut an, nickte oft nur und gab wenig Antwort.

So neigte sich der erste Tag seinem Ende zu.

Die Kinder reisten wieder ab.

Zwei Tage lang war Genevieve Munuel in der Öffentlichkeit nicht zu sehen. Freunde legten ihr nahe, einen Urlaub anzutreten, um die Umgebung, in der sie mit Bertrand so viele gemeinsame Jahre verbrachte, erst mal zu vergessen.

Du mußt Abstand gewinnen, lautete die Devise.

Aber Genevieve Munuel tat genau das Gegenteil.

Sie blieb im Haus. Sie las in alten Briefen und Tagebüchern und betrachtete sich stundenlang Fotoalben.

Dabei wurde sie nicht trauriger. Im Gegenteil! Eine gewisse Heiterkeit befiel sie. Es waren schöne Stunden gewesen mit Bertrand. Die waren zu Ende. Sie hatten oft über den Tod gesprochen, aber der gehörte nun mal zum Leben. Ein Abschnitt war abgeschlossen… Ein anderes Leben begann!

Am dritten Tag verließ sie am späten Nachmittag zum ersten Mal das Haus.

Sie ging nicht schwarz, sondern trug ein freundlich gemustertes Sommerkleid, das der Fröhlichkeit dieses Sommertages angepaßt war.

Nichts im Gesicht, nichts am Verhalten dieser Frau wies darauf hin, daß ihr Mann erst vor drei Tagen plötzlich verstorben war.

Genevieve Munuel benahm sich – nach der herkömmlichen

Meinung – anormal!

*

Die Witwe unternahm in den folgenden Tagen Spaziergänge ans Meer, speiste in den besten Hotels, gab großzügige Trinkgelder und machte dann eine einwöchige Schiffsreise nach Tanger.

Sie kaufte, woran sie Spaß hatte, und manches verschenkte sie wieder.

Sie ließ keinen Ausflug aus, war in exklusiven Nachtbars zu finden und genoß ihr Leben wie ein junges Mädchen, das zum erstenmal erfuhr, was es bedeutete, Abwechslung zu haben.

Ihr Verhalten fiel auf.

Vom ersten Tag ihres Entschlusses an, das Leben nicht zu vernachlässigen und alles mitzumachen, was ihr Spaß und Freude bereitete und woran auch Bertrand sein Vergnügen gehabt hätte, wenn er am Leben wäre, wurde sie beobachtet.

Ein Augenpaar war ständig auf sie gerichtet, und nichts entging ihm…

*

Alain Munuel kam gerade nach Hause, als das Telefon anschlug.

»Ja«, meldete er sich. »Munuel.«

»Hier Pascal.«

Das war sein Schwager.

»Hallo, Pascal!« Alain war erstaunt. Ein Anruf des stillen Gelehrten kam so selten vor wie ein Schaltjahr. »Wie komm' ich zu der Ehre deines Anrufs?«

Pascal Tosettes Stimme war so ruhig und leise wie immer. »Ich muß dich sprechen, Alain.«

»Na, dann schieß' mal los, altes Haus!« Alain war spritzig und leutselig und damit genau das Gegenteil des Mannes seiner Schwester Nicole. »Wenn einer anruft, dann bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als zu sprechen. Es sei denn, er will unbedingt etwas vorsingen und braucht dazu einen Zuhörer. Aber daß du höchst unmusikalisch bist, ist mir bekannt.«

Er lachte.

»Mir ist nicht zum Lachen zumute. Es geht um Genevieve.«

Er nannte seine Schwiegermutter stets nur beim Vornamen.

»Macht sie Dummheiten?« lautete Alain Munuels Frage.

»Ich lasse sie seit fünf Tagen beobachten.«

Munuels Augen wurden zu schmalen Schlitzen.

»Du entwickelst dich zum Detektiv. Derartige Ambitionen hätte ich

dir gar nicht zugetraut.«

»Wir sollten uns aussprechen, Alain…«

»Das hast du vorhin schon angetippt, Pascal. Ich kenne dich gar nicht wieder. Du bist so – konfus«, erwiderte er.

Alain Munuel leckte sich über die Lippen.

»Es gibt Dinge, die bespreche ich nicht gern am Telefon. Ich schlage vor, daß wir uns irgendwo treffen. Noch heute nach Möglichkeit.«

*

Es ging um Geld.

Daran gab es keinen Zweifel. Die Andeutungen, die Pascal Tosette gemacht hatte, sprachen für sich.

Nachdenklich saß Alain Munuel hinter dem Steuer seines mausgrauen Peugeot.

Die Straßen waren belebt, viele Autos und Menschen unterwegs. Die ersten Neonreklamen zuckten nervös und machten das Straßenbild hektischer und lebhafter.

Noch immer war es schwül. In Paris stand die Luft. Man konnte kaum atmen.

Genevieve Munuel wußte nicht genau, was man über sie dachte. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein Komplott gegen sie geschmiedet wurde.

Mit ihrem Sohn Alain hatte sie nie auf besonders gutem Fuß gestanden und war froh gewesen, als er endlich dem elterlichen Haus den Rücken kehrte. Die Reserviertheit der Mutter gegenüber hatte er auch anläßlich der Beisetzung seines Vaters nur schwer ablegen können.

Er hatte Theater gespielt und den liebenden, besorgten Sohn zur Schau gestellt. Die Außenstehenden wußten nichts von dem familiären Schwierigkeiten der Munuels. Nach außen hin stimmte alles. Bertrand Munuel war ein Mensch, der Skandal und Klatsch wie die Pest mied.

Bertrand Munuel hatte ein bedeutendes Vermögen hinterlassen.

Wäre Genevieve Munuel als erste gegangen, hätte es mit der Erbschaft günstiger sein können. Aber nun tauchte eine Gefahr auf: Genevieve Munuel konnte das Geld verprassen.

»Daran läßt sich etwas ändern«, sagte der sonst so schweigsame Pascal Tosette wenig später, als sie zusammentrafen. »Wir können im Augenblick nicht an das Geld ran, aber das läßt sich machen.« Dieser ruhige, sonst in sich gekehrte Mann entwickelte eine Initiative, die sich selbst Alain Munuel nicht zugetraut hätte.

»Erzähl mir die Story von Anfang an, Pascal.«

»Ich lasse Genevieve praktisch seit dem Tag nach der Beisetzung

beobachten. Ich habe euch nichts davon gesagt. Ich wollte erst abwarten, was dabei herauskommt. Nun sind zehn Tage vergangen, und ich glaube, man kann sagen, daß sich da etwas tut, was uns allen zum Nachteil gereichen wird. Für keinen von uns wird etwas übrigbleiben. Genau, wie wir es befürchtet haben.«

Darüber hatten sie in der Vergangenheit schon oft gesprochen.

Alain Munuel biß sich auf die Lippen.

Er stellte sich das ganze Geld vor, das sein Vater zusammengetragen hatte, die vielen Aktien und Goldbestände, die in Banktresoren aufbewahrt wurden, und die Kunstschätze, die sein Haus an der Südküste Frankreichs schmückten.

Bertrand Munuel war Millionär geworden. Für ihn hatte sich ein Lebenstraum erfüllt, aber nun verfügte seine Witwe über das Geld.

»Sie ist noch jung«, sinnierte Alain Munuel, und seine Hand fuhr unbewußt das eiskalte Bierglas auf und ab, das vor ihm stand.

»Vierzig«, bestätigte Tosette nickend und warf über den Rand der goldfarbenen Brille einen schnellen, nervösen Blick auf sein Gegenüber. »Sie kann nochmals so alt werden. Ich habe keine Lust, vierzig Jahre zu warten!«

Munuel seufzte. »Ich auch nicht«, sagte er dann leise.

»Und wenn wir warten würden, ist zum Schluß kein Sou mehr übrig.«

Da hatte Pascal, recht.

»Du bist dir wirklich ganz sicher, daß sie…?«

Munuel stellte seine Frage nicht zu Ende. Tosette winkte ab.

»Ich kann mich auf meinen Privatdetektiv verlassen. Die Rechnung, die er mir präsentieren wird, kommt nicht ganz billig. Deine Frau Mutter ist vom Reisefieber erfaßt, Lancan, das ist der Detektiv, steigt in den besten Hotels ab und macht die längsten Reisen mit. Den letzten Bericht habe ich von der ’Sabina’ erhalten, einem Luxuskreuzer. Darauf verschleudert deine Mutter sinnlos Tausende von Franc.«

»Was können wir tun?«

»Deswegen treffe ich mich mit dir.«

»Du hast einen klareren Kopf. Mit deinem wissenschaftlich trainierten Hirn siehst du die Dinge besser. Weiß Nicole Bescheid?«

Tosette nickte.

»Was ist ihre Meinung darüber?«

»Die gleiche wie deine und meine, Alain. Genevieve muß die Möglichkeit genommen werden, weiterhin unnötig Geld auszugeben.«

»Wie willst du es anfangen? Habt ihr an einen – Unfall gedacht?« Er konnte brutal denken, und man sah ihm nicht an, daß auch solche Gedanken durch seinen markanten Kopf gehen konnten und daß sich in ihm mehr abspielte als nur die Vorstellung, wie man ein besonders

schönes und praktisches Haus am preisgünstigsten baute.

Tosette schüttelte den Kopf. »Kein Unfall, Alain! Solche Dinge mag ich nicht. Ich denke, wir können es geschickter machen, Genevieve bietet selbst den Grund dafür.«

»Was für einen?« Alain leerte sein Glas. Er ärgerte sich im stillen darüber, daß er nicht gleich begriff, was in Pascal Tosettes Schädel vorging.

»Sie verhält sich nicht normal. Das können wir forcieren. Wir müssen alles tun, damit sie noch mehr auffällt. Alle Welt soll glauben, daß sie nicht mehr ganz zurechnungsfähig ist. Dann können wir einen Antrag auf Entmündigung stellen, und ehe Genevieve sich versieht, befindet sie sich hinter Mauern, die gleichbedeutend mit denen eines Gefängnisses sind. Kein Mensch wird sie je dort herausholen.«

Alain Munuel griff sich an den Kragen. »Das ist teuflisch«, krächzte er.

»Weißt du eine bessere Lösung, um so schnell wie möglich an das Geld zu kommen, ohne daß man uns verdächtigt, etwas Illegales unternommen zu haben?«

Nein, die hatte er nicht, das mußte er ehrlich zugeben.

»Wann soll's losgehen, Pascal?«

»Es geht bereits los. Genevieve arbeitet an ihrem Ruf. Den Rest laß nur meine Sorge sein… Noch etwas, Alain!« Mit diesen Worten griff Tosette in seine rechte Hosentasche und holte dort etwas heraus. Er öffnete die Hand. Auf seinem Handteller lag ein münzgroßes, buntschillerndes Etwas, von dem aus strahlenförmig mehrere dünne, aber starre Drähte abgingen, die so aussahen, als fehlten irgendwelche Gegenstücke und als sei dies der strahlenförmige Mittelpunkt eines größeren Objekts.

»Was ist das?« fragte Alain Munuel und nahm den Gegenstand zwischen die Finger.

Ein seltsames Gefühl der Angst ergriff von ihm Besitz. Die fremdartigen Zeichen und Symbole darauf sahen aus, als hätte ein Urmensch sie eingekratzt, und kein Heutiger konnte sie entziffern.

»Was ist das? Das eben wollte ich fragen. Ich habe es in Bertrands Arbeitszimmer gefunden. Genevieve dürfte nichts davon gewußt haben.«

Alain Munuel glaubte die Stimme aus weiter Ferne zu hören. In seinen Ohren rauschte es, die dunklen Farben auf dem Amulett verschmolzen ineinander, und ein seltsames, diffuses Licht stach in seine Augen. Die Striche und Runen gerieten in heftige, tanzende Bewegung, und Alain Munuel wurde unwillkürlich an tanzende Knochen erinnert. Die Geräusche, die er vernahm, paßten dazu. Sie hörten sich an, als würden morsche Gebeine aneinander schlagen…

*

Dann war die Vision vorbei.

Noch keine drei Sekunden hatte sie gedauert.

»Pascal…«, wisperte er und strich sich über sein erhitztes Gesicht. »Hast du… es auch… gehört… gesehen?«

Tosette nickte schwach. »Du also auch?« sagte er und nahm Munuel den flachen Stein mit den strahlenförmig herausragenden Drähten aus der Hand.

»Was… hat das zu… bedeuten?« stotterte Munuel. Er konnte sich nicht erinnern, je so fassungslos gewesen zu sein.

Tosette zuckte die Achseln. »Keine Ahnung! Ich hab' mich schon gefragt, ob ich das Ganze nur geträumt habe. Die Bilder und Geräusche treten plötzlich auf. Ebenso schnell sind sie wieder weg. Hast du den Stein irgendwann schon mal gesehen?«

»Nein.«

»Bertrand muß ihn eine Zeitlang in seinem Besitz gehabt und sich noch kurz vor seinem Tod damit beschäftigt haben. Es ist etwas Okkultes. Ein Amulett, ein Talisman, eine Art Glücksbringer. Wer ihn besitzt, wird glücklich und reich. Wie Bertrand Munuel. Er war beides, nicht wahr?«

Wie einen kostbaren Diamanten wickelte Tosette das Amulett in eine Serviette und stopfte das Päckchen wieder in seine Hosentasche. »Weißt du«, fuhr er fort, »ich bin zwar nicht abergläubisch, aber seitdem ich diese Dinge gefunden habe, kommt es mir so vor, als besäße ich einen Schatz. Ich hänge an diesem Amulett – oder dieses Amulett an mir wie eine Klette. Es muß uralt sein«, sagte er abschließend.

»Dann hast du doch in Nicole eine Fachkraft, die dir weiterhelfen kann. Was sagte sie zu diesem seltsamen Stein?«

»Sie ist der Meinung, daß er uralt ist und daß Einflüsse von ihm ausgehen, die wir Heutigen falsch verstehen oder falsch interpretieren. Sie will eine Fachkraft dazu hören und hat den Stein von allen Seiten aufgenommen. Nicole meint, daß das Amulett offensichtlich Teil eines größeren Stückes ist. Doch darüber will sie mehr erfahren.«

»Teuflisches Ding«, bemerkte Munuel abermals und kratzte sich im Nacken. Er mußte erneut an die merkwürdige Situation denken, die durch das Amulett entstanden war. »Glaubst du an Hexerei?«

»Das kann ich nicht auf Anhieb beantworten. Mein Verstand sträubt sich dagegen, aber was nützt das, wenn ein Ereignis einen vom Gegenteil überzeugt? Ich sehe die Sache so: Bertrand hat gehext. Vielleicht ist er zu weit gegangen. Er hat zuviel verlangt.«

»Wie die Frau des Fischers.«

Er schluckte plötzlich, als fiele ihm etwas ein. »Aber…«, stotterte

er plötzlich wieder. »Dann würde das eventuell bedeuten, daß mein Vater möglicherweise gar nicht auf natürliche Weise ums Leben kam?«

»Möglicherweise. Und deshalb werde ich verdammt vorsichtig sein, und Nicole wird alles in Bewegung setzen, um die Herkunft und das Alter des steinernen Amuletts zu bestimmen. Aber das ist nur die eine Sache, eine andere ist unser Unternehmen mit Genevieve. Und darüber sollten wir jetzt sprechen…«

*

Die Witwe kehrte nach vierzehn Tagen nach Agde zurück.

Zwischendurch hatte sie einen zweitägigen Aufenthalt in La Grande Motte, dem neuen Ferienparadies an der Südküste, eingelegt und sich in einem exklusiven Hotel verwöhnen lassen.

Zu Hause dachte sie darüber nach. Die Dienerschaft hatte bis auf die alte Köchin Therese noch Urlaub.

Genevieve Munuel zog sich auf ihr Zimmer zurück. Am späten Nachmittag trank sie gemeinsam mit der Köchin Kaffee und knabberte ein paar Biskuits.

Danach sah sie die Post durch, die während ihrer Abwesenheit eingegangen war. Es befanden sich noch viele Beileidsschreiben darunter, die sie fein säuberlich zu den anderen in einen speziellen Behälter legte.

Als es dunkelte, zog sie sich um, Therese kam die Treppe herab, als Genevieve zum Ausgang lief.

»Ich bin in spätestens zwei Stunden zurück, Therese.«

Die alte Köchin stellte keine Fragen, das stand ihr nicht zu, aber in ihrem Blick war zu lesen, daß sie das abermalige Weggehen von Madame verwunderte.

Ihre Hand lag auf der polierten Türklinke. Jeder Raum blinkte vor Sauberkeit. Therese hielt alles in Schuß. »Ich werde zum Essen da sein. Bereiten Sie alles vor! Ich möchte erst – Bertrand besuchen«, sagte Genevieve Munuel und ging!

*

Es war spät. Daß der Sommer sich langsam seinem Ende zuneigte, erkannte man daran, daß es früher dunkler wurde.

Auch die Tore des Friedhofs wurden früher geschlossen, aber das war Genevieve Munuel nur recht. Mit dem Friedhofswärter hatte sie eine Absprache getroffen. Sie konnte noch spät kommen und mußte nur klingeln.

Genevieve Munuel wollte bei ihren Besuchen allein sein. Blicke Neugieriger, die es sich tagsüber nicht entgehen ließen, auch mal

einen Besuch an Bertrands Grab zu machen, versuchte sie zu meiden.

Der Friedhofswärter schloß ihr das schmiedeeiserne Seitentor auf und ließ sie ein.

Genevieve Munuel lächelte kaum merklich. »Danke schön.«

»Ich laß' den Schlüssel von innen stecken, Madame«, sagte der Mann. Er sah aus wie ein vertrockneter Apfel. Seine kleinen dunklen Augen befanden sich in stetiger Bewegung. »Dann brauchen Sie nachher nicht mehr zu klingeln und können so lange bleiben, wie Sie wollen.«

»Danke!« Die Frau streckte ihm die Hand hin. Etwas knisterte. Ein Geldschein.

»Aber Madame. Ich bitte Sie… das ist wirklich nicht nötig.« Er meinte es ernst. Es war keine reine Höflichkeitsfloskel.

»Nehmen Sie, bitte!«

Sie drückte ihm das Geld in die Hand, und es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als den Schein zu nehmen.

»Sie tun mir einen Gefallen.« Genevieve Munuel lächelte ihr geheimnisvolles Lächeln, und ehe der Friedhofswärter, der in dem kleinen verwitterten Haus wohnte, das von mächtigen alten Weiden verdeckt wurde, etwas sagen konnte, ging sie schon davon.

Ihre Schritte knisterten auf dem sandigen Boden.

Ruhig war die Luft. Friedhofstille…

Einige Gräber waren hübsch und gepflegt, voller Blumen, andere vernachlässigt. Hinter einem brüchigen, aus gebleichtem Sandstein bestehenden Grabmal schauten zwei dunkle Augen hervor.

Vor Bertrands Grab stehend, versuchte sie die trüben Gedanken zu verscheuchen.

Genevieve sah verwelkte Blumen. Die heiße Sonne zerstörte sehr schnell. Ausgebleicht waren die goldenen und schwarzen Beschriftungen. Unter diesem Berg aus Erde und Blumen lag Bertrand. Unvorstellbar!

Er war ihr so weit entrückt – und doch kam es ihr vor, als stünde er jetzt neben ihr oder käme den Weg entlang auf sie zu und…

Genevieve schluckte. Ihr Herzschlag stockte.

Sie sah in der Dämmerung eine Bewegung vor sich!

Ein Mann!

*

»Ist da jemand?« fragte sie leise.

Genevieve Munuel dachte, sie wäre die einzige Besucherin um diese Zeit.

Der Friedhofswärter? War er ihr nachgegangen oder kontrollierte er noch mal alle Wege und Ausgänge?

Sie konnte sich in etwa vorstellen, was ein Friedhofswärter zu tun hatte, aber sie wußte nicht, ob er abends noch mal einen Rundgang machte, um auch ganz sicher zu sein, daß er niemand eingeschlossen hatte.

Die Bewegung, der Schatten… Verschwunden!

Als würde eine eisige Hand ihr in den Rücken stoßen, setzte Genevieve mechanisch einen Fuß vor den anderen.

Sie bewegte sich zwischen den Gräbern, Kreuzen und Grabsteinen. Vor ihr stand ein besonders großer aus schwarzem Marmor, darauf viele Namen. Ein Familiengrab.

Die Frau erstarrte.

Sie sah die Gestalt wieder. Diesmal aus der Nähe.

Ihr Gesicht verzerrte sich, ihr Mund öffnete sich zum Schrei.

Vor ihr stand grauweiß wie im Nebel ein skelettierter Ritter und schwang ein großes Schwert.

*

Genevieve Munuel floh.

Sie rannte zwischen den Grabreihen zum Ausgang. Gespenstisch und unheimlich kam ihr dieser Friedhof mit einem Mal vor, und sie mußte an das Gerede der Leute denken, die sagten, daß man Friedhöfe nach Einbruch der Dunkelheit meidet, weil dieser Ort dann ganz den Toten gehöre.

Genevieve Munuel rannte.

Lang herabhängende Zweige der Weiden streiften sie, und es schien ihr, als griffen zahllose, spitze, knochige Finger nach ihr. Finger des unheimlichen Knochenmannes, den sie eben gesehen hatte.

Im Haus des Friedhofswärters brannte hinter zwei Fenstern des ersten Stocks noch Licht. Genevieve Munuel warf den Kopf herum und riskierte einen Blick zurück.

Dämmerung! Schattengleich wie Gestalten schienen die alten, knorrigen Bäume, die Umrisse der Grabsteine und Kreuze.

Kein Knochen-Ritter mehr, kein Schwert, das nach ihr ausholte!

War es eine Halluzination? Ging alles auf ihre überreizten Nerven zurück?

Nein, schrie es in ihr. Ich habe ihn gesehen, ich weiß es ganz genau!

Die Vierzigjährige war in Schweiß gebadet und flog am ganzen Körper.

Ein Scharnier quietschte.

Das Fenster über ihr öffnete sich. Ein dunkler Kopf erschien im Fensterkreuz.

»Madame Munuel?« fragte erstaunt der Wärter. »Dann habe ich

doch richtig gehört. Mir kam es so vor, daß ich Schritte hörte…« Der Satz war nicht zu Ende gesprochen. Es war deutlich herauszuhören, daß er noch etwas sagen wollte, es aber unterließ. Genevieve Munuel ahnte es. Er wunderte sich, daß sie bereits wieder ging nach dieser kurzen Zeit.

Sie wollte ihm ihre Wahrnehmung mitteilen, besann sich dann aber anders.

Sie würde sich lächerlich machen.

Kein Wort würde man ihr glauben: Ein Skelett in einer dunklen, lederartigen Rüstung lauerte ihr hinter einem Grabstein auf! Eine verrücktere Geschichte konnte man sich wahrhaftig nicht ausdenken!

Die Frau verabschiedete sich und sagte, daß sie in den nächsten Tagen noch mal wiederkomme, da sie noch ganz dringend etwas besorgen müsse. Das sei ihr gerade eingefallen.

Sie ging zur Tür. Am liebsten wäre sie gerannt. Sie spürte einen eisigen Blick im Rücken, aber zwang sich dazu, weder umzuschauen noch einen Schritt schneller zu laufen.

Sie war eine Frau, die wie von Furien gehetzt den Friedhof verlassen wollte, ruhig bleiben mußte und die Nerven nicht verlieren – durfte.

Das Tor klappte ins Schloß, und sie hatte das Gefühl, ein fremdartiges, erschreckendes Reich verlassen zu haben.

Aber die Erleichterung wollte nicht kommen. Die Beklemmung blieb, und das Grauen steckte tief in ihr, weil sie keine Erklärung fand, was sie erlebt hatte.

*

Wie eine Wachspuppe saß sie hinter dem Steuer ihres Wagens.

Sie fuhr sofort zurück.

Die vertraute Allee, dann die alten, blatternarbigen Häuser…

Männer und Frauen saßen an den Tischen vor dem Haus, sprachen miteinander und lachten.

Genevieve schnürte das Grauen die Kehle zu, und sie schluckte trocken.

Dann kam die Straße, die am Meer entlangführte.

Rechts neben ihr standen zahllose geparkte Autos, am schmalen Strand Zelte und Menschen. Radiomusik plärrte, dazu eine Brise vom Meer. Beides wehte durch das herabgelassene Fenster herein.

Der Geruch von gegrilltem Fisch und Fleisch lag in der Luft.

Genevieve erinnerte sich daran, daß Therese das Essen bereitete. Sie hatte es für halb zehn bestellt.

Sie würde zehn Minuten früher da sein.

Der Wagen verließ die Nationalstraße. Eine Abzweigung, die zum

Cap führte, lag vor ihr.

Genevieve Munuel bog abermals ab, auf eine schlechte Wegstrecke. Es war eine Pinienallee mit von der Sonne verbranntem Gras zu beiden Seiten des Wegs.

Dann kam die Toreinfahrt. Das große Haus glich einem Gut in spanischem Stil.

Hier war noch Leben, Licht hinter den Fenstern.

Wie gut, daß Therese, die treue Seele, im Haus war. Allein wäre Genevieve unmittelbar nach diesem geisterhaft unerklärlichen Erlebnis nicht im Haus geblieben.

Sie stieg aus und eilte über den Kiesweg zur Terrasse. Dort standen die großen Glasportale weit offen.

Wie ein Torbogen schien der Eingang von der Terrasse her und gab den Blick frei auf den offenen Kamin.

»Therese!« Genevieve rief sofort nach der alten Köchin. Die Stimme hallte durch das große, stille Haus.

Sie brauchte jemand, mit dem sie sprechen konnte. Nicht über ihr Erlebnis. Nur eine menschliche Stimme mußte sie hören und wissen, daß sie nicht allein war.

Doch keine Antwort erfolgte!

Wahrscheinlich hantierte Therese noch in der Küche herum, denn sie hörte nichts.

Genevieve Munuel warf einen Blick in die Eßecke.

Der Tisch war bereits gedeckt, liebevoll wie immer.

Eine langstielige Rose steckte in der Kristallvase und belebte den Raum.

Die Küchentür war geschlossen.

Ohne anzuklopfen trat Genevieve Munuel ein.

Sie begann an ihrem Verstand zu zweifeln.

Vor ihr lag die Köchin. In einer Hand hielt sie noch einen hölzernen Kochlöffel, auf der eingeschalteten Elektroplatte stand die Pfanne mit den zerkleinerten Fischen, und der dunkle Brei war schon ganz eingetrocknet.

Genevieve Munuel ging neben der reglosen Gestalt in die Hocke.

»Therese?« fragte sie sanft.

Die alte Frau mit dem runzligen Gesicht starrte sie aus weit aufgerissenen Augen an. Genevieve zuckte zusammen.

Sie spürte etwas Klebriges zwischen ihren Fingern.

Ruckartig senkte sie den Kopf und starrte auf ihre Fingerspitzen.

Blut!

Es sickerte schwach aus einer Wunde unterhalb des Herzens.

*

Sie kam aus den Schrecken nicht mehr heraus.

Alles in ihr sträubte sich, der Schweiß brach ihr aus allen Poren. Das war kein normaler Tod! Therese war ermordet worden! Wer hatte diese furchtbare Tat an der alten Frau begangen? Und warum?

Sie mußte sofort die Polizei verständigen.

Da hörte sie das Geräusch, und ihre Nackenhaare stellten sich aufrecht bei den schweren Schritten im Haus. Es knirschte und ächzte, als trüge der Unbekannte eine schwere, lederne Montur und…

Das gespenstische Bild vom Friedhof stieg wieder vor ihr auf. Von Entsetzen getrieben erhob sich Genevieve.

Die Schritte kamen von oben.

Sie lief durch den geräumigen Korridor zur Tür, erreichte die Treppe, und ihr Körper verkrampfte sich.

Nein, schrie es in ihr, und es hämmerte in ihrem Schädel, als würde dort etwas zerspringen.

Der Unheimliche kam die Treppe herab. Es war die Gestalt, die sie auf dem Friedhof wahrgenommen hatte.

Ein Skelett in voller Montur… Das Schwert…

Ihre Blicke klebten förmlich daran. Die Schneide hatte Thereses Herz durchbohrt und…

Genevieve zögerte zu lange und war außerstande, irgend etwas zu tun.

Das Schwert!

Wie ein Blitz grellte es vor ihr auf. Sie fühlte, wie es heiß in ihre Brust drang und sank zu Boden.

*

In La Grande Motte, rund siebzig Kilometer vom Ort des Geschehens entfernt, war in dieser Woche etwas Besonderes los.

Als Touristenattraktion war auf einem der großen Plätze zwischen den Appartementhäusern, die in Form und Einfallsreichtum ihresgleichen suchten, ein Jahrmarkt errichtet worden.

Autoscooter, Riesenrad, Schießbuden, Würstchen- und Hähnchenstände – ein chaotischer Lärm!

»Hier fühl’ ich mich wohl, Björn!« sagte fröhlich eine Knabenstimme. Sie gehörte einem etwa vierzehnjährigen Jungen mit dunkelgelocktem Wuschelkopf und einer Bräune, die darauf schließen ließ, daß der heitere Bursche mit den großen Augen schon längere Zeit hier Urlaub machte. Björn stand ihm in Bräune im Moment nicht nach, aber die würde bei ihm wieder vergehen. Die von Pepe blieb. Der Junge kam aus einem winzigen Dorf in den Urwäldern Yukatans. Björn hatte den elternlosen Knaben mit nach Europa genommen. Pepe war von den Dorfbewohnern wie ein Aussätziger verfolgt worden und

hatte sich monatelang im Dschungel herumgetrieben und in einem nicht geborgenen Flugzeugwrack versteckt gehalten.

Mit Pepe hatte es seine besondere Bewandtnis. Der kleine Mexikaner war von den einfachen Menschen seines Dorfes verkannt worden. Sie sahen ein Kind des Teufels in ihm, weil er über besondere Kräfte und Fähigkeiten verfügte.

In Pepe schlummerte ein parapsychisches Talent, wie es Hellmark in dieser Form und Stärke noch nicht begegnet war.

Der kleine Mexikaner konnte elektrische und mechanische Geräte beeinflussen. Das klappte manchmal auf Anhieb, meist aber unbewußt und unbeabsichtigt, da Pepe seine Kräfte noch nicht richtig zu steuern verstand.

Mit Pepe war ein neues Mitglied zu ihm und Rani gestoßen, und es schien, als sollte sich Al Nafuurs Prophezeiung erfüllen, daß er mit ungewöhnlichen Menschen zusammenkommen würde, die ihm beim Kampf gegen die Mächte der Finsternis behilflich waren.

Außer Pepe war da noch Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan, der mit bloßem Willen wilde Tiere bezähmte.

Er selbst, Björn Hellmark, konnte an zwei Orten zur gleichen Zeit sein.

Sie waren ein richtiges Team, jeder mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet, um die sie Normalsterbliche beneideten. Aber fast in jedem schlummerten diese Kräfte, die meisten hatten sie bloß noch nicht entdeckt. Sie ließen sie verkümmern, anstatt sie zu entwickeln.

Zwei Männer und ein vierzehnjähriger Junge waren eine kleine Streitmacht gegen die Kräfte, die sich im Jenseits formierten, um ihren Herrschaftsbereich auch im Diesseits wieder zu erringen, der ihnen irgendwann mal durch eine unbekannte Kraft streitig gemacht worden war, wie die Zusammenstöße Hellmarks mit Mandragora beispielsweise bewiesen.

Menschen mit wachen und sensiblen Sinnen waren im Augenblick eine besondere Zielscheibe für finstere Wesen, weil diese Menschen ihre Pläne durchschauen und zunichtemachen konnten. Das Gros war ahnungslos und erkannte nicht, daß hinter den Mauern der Alltagswelt eine unsichtbare Gefahr lauerte, die ständig auf diese Welt einwirkte.

»Wir haben zwanzig Papierblumen geschossen, gegrillte Bratwurst gegessen, Eis und Zuckerwatte in uns hineingepumpt, Autoscooter sind wir gefahren, Schiffsschaukel und Kettenkarussell«, resümierte Björn und ließ wie ein durstiger Hund die Zunge über die Lippen hängen, daß Pepe laut lachte. »Du hast gut lachen, Bürschchen. In meinem Alter hat man keinen Magen mehr wie ein Zuchthaus, und ich kann es mir nicht mehr erlauben, ein Karussell nach dem anderen abzuklappern und…«

»Aber du hast es mir versprochen! Jedes mindestens einmal«, beschwerte Pepe sich. »Du hast selbst gesagt, daß ich ’ne Menge nachzuholen hätte.«

Björn Hellmark kratzte sich am Hinterkopf. »Richtig, jetzt entsinne ich mich. Also, stürzen wir uns weiter ins Vergnügen! Carminia wird sauer sein, daß wir so lange bleiben, und ich werde heute nacht wahrscheinlich von Schießbuden, Karussells und Berg-und-Tal-Bahnen träumen.«

Der kleine Mexikaner lachte und packte Hellmark bei der Hand. »Komm«, sagte er freudig. »Jetzt nehmen wir uns das Riesenrad vor. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Björn verdrehte die Augen. Wenn sie heute abend alles erledigen wollten, was Pepe noch nicht gesehen hatte, und noch nicht gefahren war, würde die Nacht nicht ausreichen.

»Ich freu’ mich so!« jauchzte der Lockenschopf, riß sich los und fegte zum Eingang des Riesenrades, um dort zwei Eintrittskarten zu kaufen. Er hüpfte von einem Bein aufs andere.

Björn amüsierte sich.

Da gab es einen Knall.

Hellmark wurde bleich.

Lautstark zerplatzte eine der roten Birnen an der Kette über dem Eingang. Funken sprühten.

Björn schloß die Augen. »Pepe«, flüsterte er und war mit schnellem Schritt neben seinem Schützling. »Freu’ dich nicht zu arg!« Er stieß Pepe freundschaftlich in die Rippen. »Und führ dich nicht unanständig auf! Was sollen denn die Leute denken?«

*

Eine zweite Birne zerplatzte mit lautem Knall.

Der Mann am Schalter reckte den Kopf nach außen. »Was ist denn da los?« An der Lichterkette fehlten zwei Birnen. »Na so etwas.« Da er nichts daran ändern konnte, verkaufte er weiterhin Karten. Leute drängten auf die Rampe. La Grande Motte war voll mit Touristen.

Diejenigen, die Zeuge der zerplatzenden Birnen geworden waren, machten sich darüber keine weiteren Gedanken. Ein Defekt… Das konnte passieren…

Aber niemand kam auf die Idee, daß hier parapsychische Kräfte frei geworden waren.

Das Riesenrad stand, und Pepe und Björn stiefelten zu einer leeren Schaukel.

»Tut mir leid, tut mir wirklich leid«, zuckte Pepe die Achseln. »Wenn ich jetzt einen Sombrero aufhätte, würde ich ihn auf den Boden feuern und vor Wut mit den Füßen drauf herumtrampeln. So

sehr ärgere ich mich, ehrlich! Ich weiß selbst nicht, wie das passierte.«

Björn klopfte seinem jugendlichen Begleiter auf die Schulter. Dieser Pepe machte ihm Spaß. »Gewissensbisse?« fragte er unvermittelt, als er Pepe gegenübersaß und sein nachdenkliches Gesicht sah.

»Hm«, nickte der Knabe. »Wegen der Birnen. Es ist doch dasselbe, als wenn ich mit einem Stein geworfen hätte, nicht wahr?«

»Im Prinzip, ja. Die Wirkung war dieselbe.«

»Hm.« Pepe rieb sich die Nase, und seine großen, dunklen Augen musterten den blonden Mann, der ihm gegenübersaß. »Dann müßte ich sie eigentlich ersetzen. Das wäre doch nur fair, nicht wahr?«

»Ja.«

»Okay. Ich werde die Birnen nachher bezahlen.«

»Wenn es dich erleichtert, dann mußt du's tun.«

»Es erleichtert mich. Mann, ich freue mich schon wieder.«

»Pepe!« rief Björn, schon wieder etwas befürchtend.

Seine Ahnung erfüllte sich. In der Schaukel neben ihnen fing ein Mann an zu fluchen.

»So ein verdammter Mist! Jetzt hab' ich sie erst heute morgen vom Uhrmacher geholt – und nun geht die Zwiebel schon wieder nach.«

Björn und Pepe wandten fast gleichzeitig die Köpfe.

In der nachfolgenden Schaukel saß ein Ehepaar mittleren Alters, er mit sonnenverbranntem Glatzkopf, sie trug eine Kurzhaarperücke.

Der Mann schüttelte wie verrückt seinen Arm und hielt die Uhr immer wieder ans Ohr.

»Sie geht nicht!« jaulte er.

Pepe biß sich auf die Unterlippe. Seine Augen wurden schmal, und ein konzentrierter Ausdruck erschien auf seinem spitzbübischen Gesicht.

»Da kann man doch was tun«, murmelte er.

Die unsichtbaren Kräfte, die er aktivieren konnte, vermochten Uhren wieder intakt zu bringen, elektrische Anlagen, die still standen, in Bewegung zu setzen, und es bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten, Messer und Gabeln zu verbiegen, wie Uri Geller das im Fernsehen vorgeführt hatte.

Es gab keine Erklärung für diese Kräfte. Sie waren einfach vorhanden, wie man über Geruch, Geschmack, Gehör und Sehvermögen verfügt.

»Na also«, sagte da der Glatzköpfige. »Jetzt geht sie wieder.« Er fummelte an der Aufzugsschraube herum und hielt dann die Uhr erneut ans Ohr. Sie tickte gleichmäßig.

Hellmark lehnte sich zufrieden zurück. Pepe atmete auf.

Das Riesenrad setzte sich in Bewegung.

»Ich hoffe doch…«, sagte Hellmark, der sich an die

Überraschungen, die er mit Pepe erlebte, nicht so schnell gewöhnen konnte.

»Ich kann nichts dafür! Das Riesenrad bewegt sich von ganz allein. Ich werde mich von jetzt an mit ein bißchen Zurückhaltung freuen, Björn. Da kann weniger passieren.«

»Prima, Amigo«, entgegnete Hellmark. »Dann brauche ich also keine Angst zu haben, daß sich während der Fahrt die Balken biegen und du einen Knoten in die erstbeste Eisenstange machst.«

Pepe lachte über diesen Vergleich, und seine weißen Zähne blitzten.

Hellmark aber lauschte schon wieder auf ein verdächtiges Geräusch. Doch nirgends knisterte es, es sprühten keine Funken, und auch der Nachbar war zufrieden, weil seine Uhr noch ging.

So langsam lernte Pepe mit seinen Kräften haushalten.

*

Das Riesenrad war groß, und man hatte von oben einen Blick über das zuckende Lichtermeer, über die Menschenmassen, über die Dächer der Apartmenthäuser und Hotels. In der Ferne sah man zahllose dunkle Punkte. Dort hinten lief die Autostraße direkt am Mittelmeer entlang. Viele Ausflügler kehrten aus der Camargue, aus Arles oder von Aigues Mortes zurück.

Aus der Höhe wirkten die mächtigen Gebäude, die La Grande Motte weltberühmt gemacht hatten, weil namhafte Architekten hier ihre Vorstellungen verwirklichen konnten, wie Schachteln. Kein Gebäude glich dem anderen. Nach einem großangelegten Vernichtungsfeldzug gegen Mücken und Schnaken, die hier in diesem sumpfigen Gebiet die besten Lebensbedingungen fanden, hatte man La Grande Motte aus dem Boden gestampft. Eine künstliche Stadt, in der nur während der Sommermonate etwas los war.

Tausende von Touristen, hauptsächlich Franzosen, einige Deutsche, Engländer und Schweizer, bevölkerten die Stadt. Im Jachthafen schaukelten kleine und große Fahrzeuge. Auch Björn Hellmarks »Seejungfrau II« befand sich darunter. Die »Seejungfrau II«, Nachfolgerin der »Seejungfrau I«, die während eines Unwetters und beim Zusammenstoß mit Kiuna Macgullyghosh arg mitgenommen und wieder instand gesetzt und danach von Hellmark verkauft wurde, war ein Sonnenschiff mit großem Cockpit und einer Flying Bridge. Die »Seejungfrau II« war härtesten Beanspruchungen gewachsen, und auf ihr konnten bequem vierhundert Seemeilen zurückgelegt werden, so lange reichte der Treibstoffvorrat, den sie aufnehmen konnte.

Björn Hellmark war vernarrt in schnelle Autos, Flugzeuge und Schiffe. Seine Herkunft ermöglichte es ihm, sich diese Wünsche zu

erfüllen. Von Genua aus war er mit der »Seejungfrau II« aufgebrochen, um hier am Mittelmeer in der Nähe von Agde gemeinsam mit Pepe. Rani Mahay und Carminia Brado ein paar Tage Urlaub zu verbringen.

»Mann, ist das hoch!« plärrte Pepe beugte sich ein wenig nach außen über den Rand der Schaukel, um mehr zu sehen. Björn packte ihn am Ärmel und hielt ihn fest.

»Paß auf«, sagte er. »Es ist nicht das Größte, aber es reicht, um aus dieser Höhe das Genick zu brechen.«

»Es gibt noch größere?« staunte der Junge.

»Claro. In Barcelona zum Beispiel, auf dem Montjuich. Da steht der größte Vergnügungspark Europas mit einem der imposantesten Riesenräder. Und das wird nie abgebaut. Es steht immer dort.«

»Mann! Warum sind wir da nicht hingefahren?«

»Kommt vielleicht noch. Oder im Prater in Wien, da steht ein noch größeres.«

»Fahren wir da auch mal hin? Ich möchte alle Riesenräder der Welt kennenlernen.«

Björn lachte.

Es wurde eine vergnügliche Fahrt, und sie lösten noch mal nach. Björn und Pepe plauderten und betrachteten sich die Welt um La Grande Motte aus der Vogelperspektive.

Von hier oben konnte man alles sehen. Nichts entging einem.

Nur dreißig Meter weiter bahnte sich zum gleichen Zeitpunkt ein Drama an.

In dem allgemeinen Gewirr von Menschenleibern hatte sich ein kleines Mädchen von der Hand der Mutter gelöst und lief – eine Stange mit Zuckerwatte in der Linken – auf die Berg- und Talbahn zu, die mit schnellem Tempo ihre Runden zog.

Musik schrillte aus den Lautsprechern, und die Stimmung auf der Bahn war fabelhaft.

Das Mädchen erreichte das Bretterpodest und stieg empor.

Was aussah wie ein Zufall, was die Zeitungen später als einen bedauerlichen Vorgang bezeichneten, war in Wirklichkeit bewußt gesteuert.

Die bösen Jenseitsmächte schliefen nicht. Sie lagen auf der Lauer. Es ging etwas vor, und die Menschen merkten es nicht.

Viele Unfälle waren keine Unfälle, denn böse Kräfte hatten eingewirkt.

Was Susette Lerue zustoßen sollte, war dazu gedacht, die Aufmerksamkeit eines Mannes abzulenken, dessen entschlossenes Handeln schon manchen Anschlag dämonischer Wesen zunichte gemacht hatte.

Björn Hellmark war in der Nähe. Seiner Aufmerksamkeit entging kaum etwas. Und es war in dieser Stunde, da alle, die sich hier

aufhielten, nur daran dachten sich zu vergnügen, etwas geplant, das Schrecken und Tod nach sich ziehen sollte.

Susette war dreieinhalb. Sie fürchtete sich nicht vor den vielen Menschen und dem Gedränge. Sie hatte sich ihren Weg durch das Gewühl der Beine gebahnt und lief auf die bunten, vorbeirasenden Wagen zu.

Niemand achtete darauf.

*

Die junge Frau stand unterhalb des Riesenrades und winkte dem dunkelhaarigen Mann und einem etwa fünfjährigen Knaben zu, die in einer Schaukel saßen und an der Fahrt teilnahmen.

Ihr Mann und Pierre konnten eine Fahrt mit dem Riesenrad vertragen. Ihr wurde immer schwindelig, und Susette fing an zu brüllen, wenn sie sah, wie das riesige Rad sich in Bewegung setzte.

Doch die junge Frau spürte den Druck von Susettes Körper nicht und registrierte es siedendheiß.

Sie blickte nach unten. »Susette!« Das Kind war nicht da. Mein Gott, schoß es ihr durch den Kopf, während sie die Menschenmauer um sich herum erblickte. Wie sollst du in diesem Gewühl nur das Kind finden?

Gehetzt blickte sie sich um und zwängte sich durch die vielen Leute.

»Entschuldigen Sie«, fragte sie eine Mutter mit zwei Kindern, die auf das Riesenrad zuging. »Haben Sie vielleicht ein kleines Mädchen gesehen?«

»Nein, tut mir leid.« Die Gefragte seufzte. »Hier muß man höllisch aufpassen. Bei dem Gedränge verliert man schnell jemand aus den Augen.«

Verzweifelte Blicke! Keine Spur von Susette…

Ein rotes Jäckchen hatte sie getragen. Da, rechts neben dem Mann leuchtete etwas Rotes durch. Sie lief darauf zu. Ein Kind in Susettes Alter an der Hand des Großvaters, aber nicht Susette.

Wohin sich wenden? Überall hin hatte Susette gehen können. Es gab viele Wege, viele Möglichkeiten. Vielleicht an den Spielwarenstand? Das Zelt… das Kinderkarussell…

Susette hatte sich verlaufen und suchte vielleicht nun weinend ihre Mutter.

Das mußte auffallen. Ein einzelnes Kind in diesem Gedränge.

Hoffentlich fand sich jemand, der Susette im Zelt des Roten Kreuzes ablieferte.

Sie drehte sich um ihre eigene Achse, warf einen Blick zurück zum Riesenrad. Dort in einer der Schaukeln winkte jemand aufgeregt.

Gaston, ihr Mann!

Er rief etwas, er sah etwas.

Sie folgte der ausgestreckten Hand, die über die Menschenmassen deutete.

Sie wies Richtung Berg- und Talbahn.

Was sah Gaston? Susette etwa?

Nicht nur er sah sie. Im gleichen Augenblick wurde auch Björn Hellmark auf das kleine Mädchen aufmerksam, das in dieser Sekunde einen Schritt nach vorn machte zu den vorbeirasenden Wagen.

»Susette!« schrie Gaston Lerue verzweifelt. Er stand in der Schaukel, sah von oben herab das Unglück kommen und konnte nicht eingreifen.

Daniele fühlte mehr die Verzweiflung ihres Mannes, als daß sie sie sah. Sie lief auf die Talbahn zu.

*

Es ging alles blitzschnell.

Ehe die Umstehenden begriffen, was sich abspielte, war es schon vorüber.

Susette Lerue lief genau in die Wagen hinein. Ihr kleiner Körper würde wie ein Ball durch die Luft geschleudert und zerschmettert worden sein, wären da im gleichen Augenblick nicht die Hände eines Mannes gewesen, der rund zwanzig Meter entfernt von oben herab das sich entwickelnde Drama beobachtete.

Das war drei Schaukeln über Gaston Lerue, der aussah, als wolle er in die Tiefe springen, um das Unheil, das sich wie auf einem Tablett darbot, abzuwenden.

Aber nur einer war in der Lage, aus der gegebenen Situation heraus zu handeln: Björn Hellmark.

Der Mann, der an zwei Orten zur gleichen Zeit sein konnte, griff ein.

Hellmark ließ seinen Doppelkörper entstehen.

Während er selbst die Schaukel nicht verließ, rissen Macabros' Hände das gefährdete Mädchen zurück.

Der große blonde Mann, der wie ein Pilz aus dem Boden wuchs, riß das Kind in seine Arme.

Susette Lerue fühlte plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen.

Drei, vier Leute fuhren erschreckt zusammen. Sie hatten die Gefahr zu spät erkannt. Die meisten, mit ihren eigenen Gedanken und Beobachtungen beschäftigt, merkten überhaupt nichts von dem Vorfall.

Eine Frau boxte und schlug sich durch die Menschenmauer.

»Mein Kind! Mein Gott, Susette!«

Macabros ging die ächzenden Stufen hinab, die zum Podest führten.

Den letzten Teil der dramatischen Rettung hatte Daniele Lerue noch mitbekommen. Zitternd am ganzen Körper und mit Tränen in den Augen schloß sie das Mädchen in die Arme.

»Vielen Dank, Monsieur«, schluchzte sie kaum hörbar, und Macabros streichelte den blonden Schopf der kleinen Susette. »Wenn Sie nicht gewesen wären, ich… es wäre nicht auszudenken, was dann…«

»Schon gut, Madame. Es ist nicht der Rede wert. Jeder andere hätte an meiner Stelle genauso gehandelt, wenn er die Gelegenheit dazu gehabt hätte.«

Daniele Lerue wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte. »Susette, Susette«, wisperte sie. »Wie konntest du das nur tun? Warum hast du dich losgerissen? Das darfst du nie wieder tun, verstehst du?« Ihre tränenverschleierten Augen richteten sich auf den Retter. »Sie müssen mir Ihren Namen nennen, Ihre Adresse. Ich möchte mich bei Ihnen bedanken.«

»Das ist nicht nötig, Madame. Ihre Freude ist mir Dank genug.«

Macabros bahnte eine Gasse. Einige Rummelplatzbesucher, die merkten, daß hier etwas Besonderes vorgefallen war, wichen von selbst zurück und machten Platz.

Susette war ganz verstört. Macabros fiel der Zustand des Kindes auf.

Mit offenen Augen wäre es in die tödliche Gefahr gelaufen!

Aber das Kind machte nicht den Eindruck, als ob man ständig hinter ihm herlaufen und es ermahnen mußte.

Es konnte keine Antwort darauf geben, warum es das Podest erklommen und wie ein Schlafwandler auf die vorbeirasenden Wagen zugelaufen war.

Sie erreichten gemeinsam das Riesenrad, das im Augenblick stoppte. Doch in der gleichen Sekunde ereignete sich noch etwas.

Fünfzig Meter entfernt, hinter einem Zelt in einem düsteren Winkel, starb ein Mensch…

*

Die Schaukeln leerten sich. Menschen strebten die Stufen herab. Auf der anderen Seite warteten schon wieder neue Passagiere, um die freien Plätze einzunehmen.

Gaston Lerue eilte mit Pierre auf den Armen zu seiner verweinten Frau.

»Wie konnte das nur geschehen?« fragte er mit zitternder Stimme, und man sah ihm an, daß ihm noch der Schreck in allen Gliedern

steckte.

»Ich weiß nicht, Gaston. Mit einem Mal war sie weg. Ich bin schuld daran, ich weiß…«

»Nein, du hast keine Schuld. Lassen wir das! Wo ist der Mann, der sie zurückgerissen hat? Ich möchte mich bei ihm bedanken. Ich habe von hier aus alles beobachtet. Es waren bisher die schrecklichsten Sekunden meines Lebens. Ich werde sie nie vergessen.« Der Ingenieur blickte sich um.

»Da ist Susettes Retter, Gaston, ich…« Sich unterbrechend drehte Daniele Lerue den Kopf. »Hallo, Monsieur?« fragte sie, sich in der Runde umblickend. »Er hat doch eben noch neben mir gestanden. Ich verstehe das nicht.«

Aber der Retter war verschwunden.

*

Daniele Lerue blickte zufällig nach vorn, als sie den Ausgang verließen, um die nachfolgenden Passagiere des Riesenrades an sich vorbeizulassen.

Sie stutzte. »Aber… das gibt es doch nicht…«, stotterte sie.

Gaston Lerue folgte dem Blick seiner Frau.

»Das ist der Mann, der… der eben aus der Schaukel steigt, Gaston!«

Der Mann, den sie meinte, hob mit einem einzigen Ruck den Jungen aus der Gondel, als wäre er leicht wie eine Feder.

»Das ist er!«

»Unmöglich, Daniele! Du siehst doch selbst, daß er eben erst seine Fahrt beendet hat – genau wie ich.«

»Ja, das sehe ich«, murmelte sie und war kreidebleich. Sah sie schon Dinge, die nicht sein konnten? Hatte der Schreck sie derart mitgenommen, daß ihr Erinnerungsvermögen beeinträchtigt war?

Sie hatte sich den Fremden genau gemerkt.

Die Größe stimmte, sein leichter, federnder Gang ließ etwas von der Kraft ahnen, die in diesem sportlich durchtrainierten Körper steckte. Die Frisur paßte, die Haarfarbe war ein natürliches Blond. Konnte sie sich so getäuscht haben?

Sie brachte es nicht fertig, den Blick zu wenden.

Wie verkrampft hielt sie Susette auf den Armen, als wolle sie sie nie wieder loslassen.

Der Fremde, in dessen Begleitung sich ein etwa vierzehnjähriger Junge befand, kam genau auf sie zu.

»Entschuldigen Sie, Monsieur…«, sprach Daniele Lerue Björn Hellmark an, bevor ihr Mann es verhindern konnte.

»Madame?« Björn lächelte.

Diese Augen, dieser Mund, dieses markante, männliche Gesicht.

Kein Alltagsgesicht.

Die Stimme!

Ja, das war der Mann, der Susette vor dem sicheren Tod gerettet hatte!

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie anspreche…«, wenn sie wüßte, wie sie diese Situation am besten meisterte!

»Oh, das macht nichts. Wahrscheinlich verwechseln Sie mich mit jemand?«

»Ich glaube nicht… das heißt… ich weiß nicht…« Sie lief rot an und merkte es. »Meine Tochter… vielleicht konnten Sie es vom Riesenrad aus sehen – wäre beinahe von der Berg-und-Tal-Bahn mitgerissen worden. Sie wurde aber gerettet…« Durch Sie, wollte sie hinzufügen, aber dann erkannte sie, was für einen Unsinn sie daherredete. Das alles steckte doch voller Widersprüche! Wie konnte dieser Mann die Szene aus der hochschwebenden Gondel beobachten und gleichzeitig hier unten zur Stelle sein, um ihrem Kind das Leben zu retten?

»Sie verwechseln mich sicher. Madame«, sagte Hellmark ruhig. »Ein Doppelgänger…«

»Aber diese Ähnlichkeit!«

Gaston Lerue war die Situation peinlich. »Bei Doppelgängern ist das nun mal so«, fühlte er sich veranlaßt zu sagen.

Daniele Lerue nickte. »Ja, natürlich – entschuldigen Sie bitte, Monsieur!«

Björn nickte. »Bitte, Madame. So etwas kann vorkommen.«

Dieser Tonfall, sein Lächeln, die Ruhe und Selbstsicherheit, die dieser Mann ausstrahlte… Daniele riß sich zusammen und schalt sich im stillen eine Närrin, daß sie schon wieder damit anfing.

Björn machte den Eingang frei, um die Nachdringenden herauszulassen. Im Vorübergehen streichelte er das nun munter drauflos plappernde Mädchen, das seine ganze Scheu abgelegt hatte, übers Haar.

Daniele Lerue fror. Diese Bewegung hatte der andere, der Doppelgänger, doch auch gemacht…

*

Pepe blickte zu seinem großen Freund auf, als sie Richtung Geisterbahn geschoben wurden. »Warum hast du ihr nicht die Wahrheit gesagt?«

»Ich habe ihr die Wahrheit gesagt, Pepe.«

»Ja, schon, aber nicht so, daß sie es hätte verstehen können. Die volle Wahrheit, meine ich.«

»Die hätte sie unnötig belastet. Das wollte ich ihr ersparen. Sie

blieb verwirrt zurück, das ist richtig. Aber die Verwirrung wäre größer geworden, hätte ich ihr gesagt, daß ich auch der andere gewesen bin. So wird sich die Sache mit dem Doppelgänger ganz von selbst klären, und sie wird bald keinen Gedanken mehr daran verschwenden.«

»Naja, wahrscheinlich hast du wieder mal recht… jetzt kommt also die Geisterbahn dran«, sagte Pepe in einem Atemzug. »Was haben wir dann noch vor?«

»Ich glaube, dann hätten wir so ziemlich alles, was hier geboten wird. Ein Glück, daß der Raum so beengt ist und sich der Vergnügungsausschuß mit dem auch zufriedengab. Unvorstellbar, wie es aussähe, wäre doppelt so viel vorhanden.«

Pepe strahlte. »Dann würde der ganze Spaß noch langer dauern. Aber ich tröste mich.«

Die letzte Bemerkung verstand Hellmark nicht. »Du tröstest dich? Womit?«

»Mit meinen Gedanken an die Zukunft. Du hast vorhin vom Prater und vom Vergnügungspark auf dem Montjuich gesprochen.«

Björn stieß hörbar die Luft aus. »Das kann ja heiter werden«, knurrte er. »Ich glaube, du kannst nie genug kriegen.«

»Weiß ich noch nicht. Vielleicht hab' ich eines Tages die Nase von dem ganzen Kram gestrichen voll. Aber alles, was jetzt passiert, hängt eindeutig mit meinem enormen Nachholbedürfnis zusammen. Ich hab' 'ne ganze Menge nachzuholen, was ich im Urwald versäumt habe.«

Björn schluckte. Die schlauen, altklugen Sprüche, die Pepe des öfteren von sich gab, amüsierten ihn.

Sie kamen nicht bis zur Geisterbahn.

Rechts neben einem Zelt liefen Menschen zusammen, und eine große Traube hatte sich dort gebildet.

Da war etwas passiert.

In der Ferne hörte man Sirenengeheul. Polizei näherte sich.

»Da ist ein Mann ermordet worden!« vernahm Björn Hellmark eine Stimme.

Er wurde automatisch dorthin geschoben, ob er wollte oder nicht, und ehe er sich versah, befand er sich mitten unter den Neugierigen, die es zum Ort des Verbrechens drängte.

Alles redete durcheinander. Fragen und Antworten wurden wie Bälle hin und her geworfen.

Jeder wußte etwas anderes. Einer behauptete sogar, den Mörder gesehen zu haben.

Der Platz neben dem Zelt war von der einen Seite mit Menschen gefüllt, von drei Seiten waren U-förmig Wohnwagen aufgebaut. In einem brannte Licht. Eine ungepflegt aussehende Frau in einem abgetragenen roten Morgenmantel stand auf den hölzernen Stufen, die zum Eingang führte, und stierte zu der Menschenmasse herüber.

»Was wollt ihr…?« fragte sie mit schwerer Zunge. Die Frau wankte und verzog ihren Mund. »Nichts habt ihr gesehen… nichts…« Sie war betrunken und griff wieder zur Flasche, die sie neben sich auf der obersten Stufe stehen hatte. »Lili aber hat… gesehen…« Sie lallte, und es fiel ihr sehr schwer, die Flasche richtig zum Mund zu führen. Rotwein lief ihr die Mundwinkel herab. Die Frau machte einen verwahrlosten Eindruck. Mit zittriger Hand wischte sie durch die Luft, und gestikulierend wollte sie den Zuhörern klarmachen, daß sie nicht betrunken sei, obwohl sie sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Viele amüsierten sich und riefen ihr etwas zu, um eine unkontrollierte Antwort zu erhalten. Lachen…

Und das in dieser Situation, während keine zehn Meter weiter ein Ermordeter auf dem Boden lag.

»Wie hat der Mörder denn ausgesehen?« wollte jemand wissen.

»Ihr könnt's ruhig… wissen… und ich sag's auch der Polizei… Ein Skelett, ein Reiter und ein Pferd, ein Schwert in der Hand.«

Alles lachte dröhnend.

Nur Björn nicht. Es war ihm, als würde jemand mit eisiger Hand seinen Rücken entlangfahren.

»Ein Pferd mit einem Schwert in der Hand!« krähte der mit der öligen Stimme irgendwo in der Menge. »Lili sieht keine normalen weißen Mäuse, sondern Pferd mit Schwert in der Hand.«

Die Menge tobte. Lili knurrte und fauchte wie eine wilde Katze und mußte sich krampfhaft am Wohnwagen festhalten, um nicht von der Treppe zu stürzen.

»Ihr werdet schon sehen…« kreischte sie. Dann winkte sie ab, als lohne es nicht, sich weiter mit diesem Volk abzugeben.

*

Die Polizei kam. Sie hatte ihre liebe Not, eine Gasse in das Gewirr aus Menschenleibern zu bahnen.

Die Neugierigen wurden aufgefordert, sich weiter zurückzuziehen und die Arbeit der Beamten nicht zu behindern.

Ein Arzt nahm die erste flüchtige Untersuchung vor. Doch da war nichts mehr zu machen.

Blitzlichter flammten auf. Umstehende wurden befragt, ob sie etwas gesehen hätten, aber es gab keine Zeugen.

Der Mann war erstochen worden, soviel bekam Björn mit, dem es inzwischen gelungen war, näher an den Tatort heranzukommen.

Pepe hatte sich allein auf den Weg zur Geisterbahn gemacht. Lautstark erfüllte die Musik und das Geschrei der Ansager die Luft.

Björn interessierte sich für den Vorfall. Die eine oder andere Bemerkung war ihm zu Ohren gekommen und weckte ein Gefühl

zunehmenden Unbehagens in ihm.

Der Mann war etwa zu der Zeit erstochen worden, als der Vorfall mit Susette Lerue passierte.

Und es gab noch etwas, das ihn beschäftigte und seine Kombinationen anregte.

Der Mann war ausgeraubt worden. Das heißt: er sollte es offensichtlich werden.

Seine Geldbörse und seine Brieftasche lagen in unmittelbarer Nähe. Sämtliche Taschen waren umgestülpt worden.

Aber offensichtlich fehlte nichts, denn erstaunlicherweise war auch das Geld noch vorhanden. Teilweise steckte es noch in den Fächern der Brieftasche oder lag auf dem Boden. Der Mörder hätte genug Zeit gehabt, das Geld an sich zu nehmen. Aber darauf war es ihm nicht angekommen.

Was hatte er gesucht?

Björn ertappte sich dabei, daß er sich immer intensiver mit dem rätselhaften Vorfall beschäftigte, der für die untersuchenden Beamten jedoch offenbar weniger rätselhaft war als für ihn.

Für sie gab es eine plausible Erklärung für alles. Und in diese Erklärung paßte auch, daß der Mörder von seinem Opfer und der Beute abließ.

Er war gestört worden – oder glaubte zumindest gestört worden zu sein. Er ergriff die Flucht. Ein Geräusch, ein Schatten hatte ihn möglicherweise erschreckt, denn derjenige, den der Täter fiktiv angenommen hatte, informierte nicht die Polizei. Die Nachricht war von einem Gast gekommen, der seitlich aus dem Zelt herausgekrochen war, um sich den Umweg zu den Toiletten zu ersparen.

Er hatte den Toten entdeckt.

Die Alkoholikerin wurde vernommen. Zu diesem Zeitpunkt war die Leiche schon abtransportiert und die Gruppe der Neugierigen hatte sich aufgelöst. Pepe war noch nicht zurück. Wahrscheinlich drehte er ein paar Runden mehr. Björn hatte mit dem Jungen das Zelt als Treffpunkt ausgemacht, falls er nicht selbst zum Ausgang der Geisterbahn kam.

Hellmark hielt sich in der Nähe des Wohnwagens auf, in dem Lili wohnte.

Sie hatte den Kommissar und dessen Assistenten hereingebeten.

Das Fenster war aufgeklappt. Hellmark bekam viel von dem Gespräch mit. Alles drehte sich um die Frage, ob Lili den Mörder tatsächlich gesehen hatte oder sie sich das nur einbildete.

Die beiden Beamten kamen zu dem Schluß, das zweifellos das Letztere angenommen werden mußte.

Die Frau wußte offensichtlich nicht mehr, worüber sie sprach.

Sie redete von einem Skelett auf einem skelettierten Pferd und

einem Schwert, das der unheimliche Reiter in seiner Rechten gehalten habe.

»Können Sie uns die Stelle zeigen, wo der Reiter aufgetaucht ist?« lautete die Frage des Kommissars.

»Aber – natürlich.«

Schritte schlurften hinter dem geöffneten Fenster. Es wurde völlig aufgeklappt.

Björn Hellmark drückte sich völlig in die Dunkelheit zwischen angrenzendem Wagen und der Unterkunft der betrunkenen Lili.

Zwei Köpfe tauchten im beleuchteten Viereck auf.

Der Kommissar und die Rotweintrinkerin.

Lili erklärte genau die Stelle. Hellmark verfolgte die gelallten Hinweise. Demnach war der Geisterreiter, wie Lili ihn nannte, genau zwischen dem Festzelt und einem Wohnwagen aufgetaucht. Das begriff der Kommissar nicht.

»Der Zwischenraum ist viel zu eng, als daß ein Pferd mit Reiter da durchpaßt«, kritisierte er die Ausführungen der Trinkerin.

»Richtig… Kommissar…«, nickte Lili. »Aber – ich habe auch nicht gesagt, daß er da durchgekommen sei – da paßt kein Pferd durch.«

»Eben.«

»Es kam ja auch – vom Himmel herunter!«

*

Björn Hellmark blieb noch immer in der Nähe des Wohnwagens.

Am liebsten wäre er zu Lili gegangen und hätte sie selbst gern mal unter vier Augen gesprochen. Er wußte, daß das jetzt jedoch unsinnig gewesen wäre. Lili war nicht vernehmungsfähig. Er mußte abwarten, bis sie wieder nüchtern war, falls es solche Stunden überhaupt noch gab. Er hatte den Eindruck gewonnen, daß die Flasche zu ihrem alltäglichen Begleiter geworden war.

Am besten würden wohl die Morgenstunden sein. Dann hatte sie ausgeschlafen.

Innerhalb der nächsten beiden Tage mußte er das Gespräch herbeiführen. Die Beschreibung, die sie von dem unheimlichen Täter gegeben hatte, rief bei einem Außenstehenden nur ein müdes Lächeln hervor.

Hellmark aber kannte die Geschöpfe der Finsternis und war bei einem unheimlichen Abenteuer selbst ähnlichen Wesen begegnet.

Es brauchten nicht die gleichen zu sein. Das Reich jener Jenseitsfürstin war untergegangen, aber die Hölle war deswegen nicht gefallen.

Ein Angriff auf das Diesseits fand statt, und er war bereit anzunehmen, daß die Geschichte um Susette Lerue dazugehörte. Aber

wie paßte sie in diesen Fall?

Reines Ablenkungsmanöver?

Ein Verdacht kam ihm. Der unsichtbare Geistführer, mit dem er Kontakt hatte, warnte ihn oft vor drohender Gefahr. Aber nicht immer konnte Al Nafuur, der Unsterbliche, rechtzeitig auftauchen. Er wurde durch irgendwelche geistigen Kräfte gehindert, in diese Welt einzudringen oder mußte sich und das Reich, in dem er mit anderen existierte und von dem Hellmark keine Vorstellung hatte, schützen.

War dieser Kontakt dadurch verhindert worden, daß man seine Aufmerksamkeit auf die kleine Susette lenkte, während zur gleichen Zeit ein Mensch auf grausame und unerklärliche Weise sein Leben verlor?

*

Pepe drehte fünfmal die Runde. Dann hatte er von der Geisterbahn genug.

Der Wunderknabe mit dem parapsychischen Talent wunderte sich, daß Björn noch immer nicht zurück war.

Er sah sich genau an dem verabredeten Punkt um, konnte Björn nicht entdecken und machte sich auf den Weg zum Zelt, wo Hellmark unter Umständen sich längere Zeit aufhalten wollte.

Das Gedränge war nicht mehr ganz so stark. Man konnte sich freier bewegen und wurde nicht mehr von allen Seiten angerempelt.

Pepe spitzte die Lippen und pfiff ein Lied vor sich hin. Den Kopf hatte er gesenkt und blickte auf seine Füße. Auf dem Boden blinkte etwas. Mechanisch wollte er es mit dem Fuß wegschieben. Der Gegenstand sah aus wie der Kronenkorken einer Cola-Flasche.

Aber er war flacher. Wie eine Münze.

Pepe bückte sich.

Es war kein Geldstück. Es schien Teil eines Schmuckstücks zu sein.

Es sah aus wie ein altes, etwas verdrücktes Metall, das von mehreren dünnen Emailleschichten bedeckt war, die geheimnisvollen Zeichen, die aussahen wie Runen, bedeckten den Rand der kleinen Scheibe.

Ein hohler Draht ragte an einer Stelle heraus, als wäre die Scheibe damit irgendwo darauf gesteckt gewesen.

Pepe gefiel dieser Talisman, den er gefunden hatte, und er steckte ihn ein.

Als er mit Hellmark zusammentraf, erwähnte er nichts von seinem Fund, den er gemacht hatte.

Er hielt ihn nicht für bedeutungsvoll.

Genau das Gegenteil war aber der Fall.

*

Als es klingelte, legte er sich schlaftrunken auf die andere Seite.

Dann erst begriff er.

Er schlug die Augen auf, tastete nach dem Hörer und meldete sich mit einem dumpfen »Oui?«

Am anderen Ende der Strippe meldete sich niemand. Das Freizeichen ertönte.

Die Türklingel, zuckte es in Alain Munuels Hirn.

Wer, zum Teufel, kam jetzt um diese Zeit?

Draußen war es noch nicht Tag. Der Morgen graute.

Munuel warf einen schnellen Blick auf die Uhr und rieb sich die Augen, um das Zifferblatt deutlicher zu sehen.

Kurz nach vier Uhr.

Wenn seine Frau nicht im Haus war, dann brachte ihn keine Macht der Welt morgens vor neun aus den Federn. Lucille nahm an einem Kongreß teil, der fünf Tage dauerte.

Es klingelte nochmals und länger.

»Ja, ja, schon gut. Ich komme…«

Er verließ das Schlafzimmer barfuß und nur mit Shorts bekleidet. Im Flur nahm er den Hörer der Sprechanlage ab.

»Munuel, ja?«

»Kriminalpolizei, Monsieur! Bitte, öffnen Sie!«

Alain Munuel verzog die Lippen. »Na, wenn das kein schlechter Scherz ist. Kriminalpolizei?« Er nahm die Ankündigung nicht ernst. Da erlaubte sich irgendein Saufbruder einen Witz.

»Es ist kein Witz, Monsieur. Hier spricht Kommissar Loreaun. Öffnen Sie bitte!«

»Kommissar Loreaun? Ist mir kein Begriff. Können Sie sich ausweisen?«

»Ja, aber dazu muß ich erst oben sein.«

Munuel zuckte die Achseln und drückte den Türsummer.

Gleich darauf rauschte der Aufzug. Dann folgten Schritte. Alain Munuel blickte durch den Spion. Zwei Männer kamen auf seine Wohnungstür zu. Ein größerer und ein kleinerer untersetzter, der einer halberloschenen Zigarre die letzten Züge abquälte.

Munuel kannte keinen der beiden Männer.

Der Größere hielt eine Plakette in angemessener Entfernung vor das Guckloch, als ahne er, daß Munuel dahinter lauerte und sich vergewissern wollte, wer ihn zu solch ungewohnter Zeit aus den Federn holte.

Er öffnete, ließ die Besucher aber nicht über die Türschwelle. Beide Männer sahen auch nicht gerade frisch und ausgeruht aus, ging es Munuel durch den Kopf, und der Größere, der sich als Loreaun

vorgestellt hatte, meinte, als hätte er die Gedanken erraten: »Tut uns leid, uns ging es jedoch auch nicht besser. Wir hätten gern noch zwei Stunden länger geschlafen. Aber Pflicht ist Pflicht! Sie sind Alain Munuel, Sohn von Genevieve und Bertrand Munuel, dem Schauspieler, der vor vierzehn Tagen plötzlich verstarb?«

»Ja.« Das konnte er nun schlecht ableugnen. Die Fragestellung kam ihm zwar merkwürdig vor, aber vielleicht war das Loreauns Art, erst mal ins Gespräch zu kommen.

»Würden Sie uns bitte hereinlassen, Monsieur? Hier vor der Tür ist es unbequem. Wir haben eine Reihe von Fragen an Sie.«

»Schön, dann kommen Sie herein, obwohl ich nicht dazu verpflichtet bin«, entgegnete Munuel in Kenntnis seiner Rechte. »Sie haben keinen Haussuchungsbefehl, und ich weiß bis jetzt noch immer nicht, was Sie eigentlich von mir wollen. Sie sind doch sicher nicht hierhergekommen, um mir nur einen guten Morgen zu wünschen und mich zu fragen, ob ich Bertrand Munuels Sohn bin? Das hätten Sie sicher mit weitaus geringerem Aufwand erfahren können.«

»Richtig, wir wollen gern von Ihnen wissen, wo Sie in der letzten Nacht gesteckt haben?«

Munuel schüttelte den Kopf und lachte. »Im Bett natürlich, wie sich das gehört.«

»Dann wissen Sie also nicht, was mit Ihrer Mutter passiert ist?«

Munuel fuhr zusammen wie unter einer eiskalten Dusche. Loreaun registrierte es sehr genau. Seinen dunklen, aufmerksamen Augen entging nichts.

»Mit meiner Mutter – was ist mit ihr passiert?«

Pascal! fuhr es Munuel gleichzeitig durch den Kopf. Verdammt! Er hat eine Dummheit gemacht!

Alain Munuel versuchte sich nichts anmerken zu lassen, aber es gelang ihm nicht. Die Überrumplungstaktik Loreauns verfehlte ihre Wirkung nicht.

»Ihre Mutter wurde überfallen, Monsieur, und schwer verletzt. Die Ärzte haben Bedenken, ob es ihnen gelingt, sie durchzubringen…«

*

Alain erfuhr alles aus erster Hand.

Ein Tourist hatte die schwerverletzte Genevieve Munuel und deren tote Köchin Therese gefunden. Auf dem Weg zum Meer hatte sein Wagen gestreikt. In der Nähe des Munuelschen Landhauses war er stehen geblieben. Der Mann sah Licht im Haus und marschierte nach dort in der Hoffnung, Hilfe zu erhalten oder zumindest telefonieren zu können. Doch niemand öffnete ihm. Er ging um das Haus herum und fand die Terrassentür offen stehen. Er wäre niemals eingedrungen,

hätte er nicht zwei Beine gesehen, die über die Treppe um die Ecke ragten. Dort lag ein Mensch, und in dem Haus war etwas passiert.

Der Fremde benachrichtigte die Polizei. So kam der Stein ins Rollen.

Die örtliche Dienststelle bat darum, zunächst alle Verwandten unter die Lupe zu nehmen.

Zur gleichen Zeit wurden Pascal Tosette und seine Frau, Alain Munuel und dessen Frau, die rund zweihundert Kilometer entfernt sich aufhielt, vernommen.

Aber es kam nichts dabei heraus.

Munuel wirkte nervös, doch je länger Loreaun blieb, desto mehr verlor sich seine Nervosität und er konnte hervorkehren, wie sehr er sich um seine Mutter sorgte und daß er auf dem schnellsten Weg ins Hospital wollte, in dem sie lag.

Als Loreaun und sein schweigsamer Begleiter, der sich immer nur umgesehen hatte, gegangen waren, griff Munuel zum Telefon. Schon wählte er die Ziffer von Pascal Tosettes Rufnummer. Dann drückte er hart auf die Gabel. Es wäre der größte Fehler gewesen, jetzt dort anzurufen.

Wieder die Zweifel. Hatte Pascal etwas mit der undurchsichtigen, schauerlichen Geschichte zu tun? Gestern hatten sie noch darüber gesprochen. Genevieve mußte weg! Aber nicht auf diese Weise, nicht durch Mord!

Therese – tot. War es passiert, um die Polizei in die Irre zu führen?

Bertrand Munuels Zimmer war völlig verwüstet gewesen, hatte Loreaun erklärt. Alle Papiere lagen verstreut im Zimmer herum, alle Schubladen waren durchwühlt. Der Eindringling, der die Köchin niederstach und Genevieve Munuel lebensgefährlich verletzte, hatte etwas gesucht.

Doch was?

Die Polizei ging erst den einfachsten Weg. Es handelte sich um viel Geld. Die Erbschaftsangelegenheiten lagen klar auf der Hand, aber wenn es keine Beweise gab, konnte es auch zu keiner Klage kommen.

Seine Gedanken drehten sich wie ein Karussell im Kreis. Er bereitete sich einen starken Kaffee und trank ihn schwarz.

Klar überlegt mußten die Dinge sein – und jetzt ärgerte er sich, daß er sich von seinem ersten Gedanken hatte abbringen lassen, sofort mit Pascal Tosette und seiner Schwester Nicole zu sprechen. Genau das wäre richtig gewesen. Sie mußten sich doch besprechen wegen eines Besuches im Hospital!

Das Schicksal seiner Mutter war ihm gleichgültig, aber davon durften Außenstehende nichts merken. Familiendisziplin war oberstes Prinzip.

Und wenn er jetzt davon abrückte, dann würde das nur verdächtig

erscheinen.

Verdammt, schoß es ihm durch den Kopf. Vor lauter Rücksichtnahme hatte er vielleicht den größten Fehler begangen, den er begehen konnte…

Er stürzte zum Telefon, wählte hastig die Nummer seines Schwagers. Das hätte er sofort tun müssen. Wenn der Apparat überwacht wurde, wenn man sie überprüfte und beobachtete, dann würde man sich jetzt an gewissen Stellen Gedanken machen, die ihnen eigentlich nicht recht sein konnten.

Pascal meldete sich sofort.

»Die Polizei war da, Pascal, stell dir vor, Mutter… ein Überfall… aber das wirst du ja schon wissen. Der Kommissar hat mir erklärt, daß wir alle gleichzeitig benachrichtigt wurden. Wir müssen sofort zu ihr.«

Klang das gut und überzeugend?

Etwas ganz anderes lag ihm am Herzen, aber darüber konnte er nicht sprechen. Damit mußte er warten, bis er mit Pascal allein war.

»Fahren wir mit einem Wagen«, schlug Tosette mit belegter Stimme vor.

Bei dem Gelehrten wußte man nie so genau, was hinter der glatten, hohen Stirn vorging, und so langsam kam sein eigener Schwager ihm unheimlich vor.

Hatte er etwas mit den Dingen zu tun oder nicht? Diese Frage brannte wie Feuer in seinem Innern.

»Ich komme bei dir vorbei«, schlug Pascal Tosette vor, noch ehe Munuel etwas sagen konnte. »Nicole zieht sich gerade an und macht sich zurecht. Wir sind in einer Viertelstunde bei dir.«

*

Er blickte mehr als einmal in den Rückspiegel, um sich zu vergewissern, ob sie auch wirklich nicht von einem Polizeifahrzeug verfolgt wurden. Man konnte nie wissen…

Anfangs deutete Alain Munuel nicht mal an, was ihn beschäftigte. Doch dann fing Pascal Tosette selbst davon an.

»Ich weiß, was du denkst. Und es stimmt nicht! Ich habe nichts damit zu tun, nicht das geringste!« Seine Lippen waren zu einem harten Strich zusammengepreßt. Nicole saß hinten im Wagen und sagte kein Wort.

Munuel schluckte. »Wer kann Interesse daran gehabt haben, Mutter zu ermorden?«

»Keine Ahnung. Er hat etwas gesucht. Dabei wurde er überrascht.«

»Es war keine Affekthandlung, das kann mir niemand weismachen«, widersprach Munuel, der Loreauns Erklärungen Wort für Wort im Kopf hatte. »Der Tod war eingeplant, aber etwas ging

schief. Es geht niemand mit einem riesigen Messer oder einem Schwert, wie Loreaun es bezeichnete, in ein Haus, um einen Einbruch zu verüben. Vater hatte eine kleine Waffensammlung. Degen, seltene Dolche und Schwerter, die als Schmuckstücke an der Wand hängen. Aber keines davon wurde als Tatwaffe benutzt. Der Täter hat von Anfang an einen Mord eingeplant und ihn auch durchgeführt.«

Tosette konnte sich dieser Logik nicht verschließen.

»Nach den ersten Untersuchungen fehlt nichts. Aber das läßt sich erst genau sagen, wenn es eine Möglichkeit gibt, Genevieve zu vernehmen«, meinte der Gelehrte. »Und ob es dazu kommt, das steht noch in den Sternen. Vielleicht wacht sie gar nicht mehr auf.«

Das wäre vielleicht das beste für uns alle, dachte Alain, aber er sprach es nicht aus.

Pascal hatte nichts damit zu tun. Es war ihnen Arbeit abgenommen worden, wenn man es genau betrachtete. Die Dinge konnten eigentlich nicht besser laufen. Von ihrem Plan, Genevieve eventuell für verrückt erklären zu lassen, wußte kein Außenstehender.

Das erübrigte sich nun.

»Ich muß immer daran denken, daß der unbekannte Eindringling sich nur Bertrands Zimmer vornahm«, fuhr Tosette fort. »Im ganzen Haus blieb alles unangerührt.«

»Er hat das Amulett gesucht«, tönte es von hinten her. Nicole sprach mit tonloser Stimme.

Alain Munuel drehte sich um. »Dieser komische flache Stein, den Pascal mir gezeigt hat?« Er mußte wieder an den tranceähnlichen Zustand denken, den er durchmachte, als er darauf starrte, und das Geräusch der hohlklingenden Knochen tönte wieder in seinen Ohren.

»Ja. Ich habe ihn meinem Professor gezeigt. Das Amulett ist uralt. Perpignan datiert ihn fünfzigtausend Jahre zurück. Mindestens.«

»Dann würde es einen immensen Wert darstellen?« murmelte ihr Bruder.

»Wie man's nimmt. Der Materialwert ist nicht hoch, aber die Kraft, die darin schlummert und die durch bestimmte Praktiken, die man erlernen kann, geweckt wird, ist viele tausendmal mehr wert. Das, was wir als Amulett bezeichnen, ist Teil einer Geisteruhr.«

»Geisteruhr?« echote Alain Munuel. »Was ist das? Ich habe das Wort nie gehört.«

»Perpignan, der das Amulett weiter untersucht, hat es geprägt. Zu allen Zeiten war es möglich, mit finsteren Mächten Verbindung aufzunehmen. Das wurde in ferner Zeit gehandhabt, und es wird noch heute praktiziert. Verschworene Sekten treffen sich und beten den Satan an. Oft aber ist es besser, sich die Hilfsgeister Untertan zu machen und über sie dann mehr zu erreichen. Vater befaßte sich mit Okkultismus, daran gibt es für uns keinen Zweifel. Er hat seine Seele

verkauft…«

Wie sich das anhörte! Alain Munuel schüttelte den Kopf, Sie waren Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts und redeten, als kämen sie gerade aus dem Mittelalter.

»Perpignan muß es wissen«, fuhr Nicole Tosette fort. »Er hat wie kein Zweiter die okkulten Phänomene der Vergangenheit studiert. Heute will er die Bibliothek nach einem bestimmten Buch durchforsten, in dem er Hinweise über die Geisteruhr erhofft, von der ein Teil im Besitz unseres Vaters gewesen ist. Ich…« Sie wollte etwas hinzufügen, aber ein Blick Pascals in den Rückspiegel ließ sie verstummen. Alain Munuel entging diese Geste nicht.

»Was ist los?« fragte er rauh, sie beide irritiert ansehend. »Ihr verschweigt mir doch etwas! Was für ein Geheimnis habt ihr vor mir?«

»Wir haben vor dir keine Geheimnisse«, antwortete Pascal Tosette anstelle seiner Frau.

»Ich hab’ doch gesehen, daß du ihr einen Blick zugeworfen hast! Daraufhin hat sie es vorgezogen, den Mund zu halten. Ihr wißt doch etwas!« Er lief rot an. »Was ist los? Habt ihr möglicherweise doch…«

»Unsinn«, fiel Pascal ihm ins Wort.

»Ich trau dir nicht mehr«, stieß Alain Munuel hervor. »Du warst mir nie ganz geheuer. Du bist mir zu still! Solche Menschen haben meist etwas zu verbergen. Alle Welt sieht in dir eine Art zerstreuter Professor, aber mir kannst du nichts vormachen. Hinter deiner glatten Stirn hegst du Gedanken, die andere Menschen erschrecken würden, sprächst du sie laut aus. Du bist gefährlich. Pascal, und du hast dabei ein Plus: man sieht dir deine Gefährlichkeit nicht an! Du warst mir nie ganz geheuer, aber jetzt zeigst du dein wahres Gesicht. Ich möchte bloß wissen, was Nicole so an dich bindet. Aber das geht mich nichts an. Wahrscheinlich hast du Qualitäten, die man dir auch nicht ansieht.«

Pascal Tosette grinste schwach. »Wäre ich jetzt aus einem anderen Holz geschnitzt, würde ich den Beleidigten spielen, aber diese Rolle steht mir nun mal nicht. Vielleicht hast du recht. Aber darüber wollen wir nicht diskutieren. Ich glaube nämlich, daß wir uns ähnlicher sind, als du für möglich hältst. Auch dir geht es nur um deinen eigenen Vorteil. Du willst – wie ich – schnell und mühelos reich werden… Und da muß man eben über Leichen gehen…«

»Also doch! Ihr habt…«

»Nein, da bist du auf dem Holzweg. Nur eine Redensart, du kennst sie auch. Wir haben nichts mit dem Überfall zu tun.«

»Aber ihr verschweigt mir etwas.«

»Aus gutem Grund! Weil wir selbst nur erst eine Ahnung haben und ich Nicole ausdrücklich darum bat, noch nichts verlauten zu lassen. Aber wenn du’s bitte unbedingt wissen willst, dann hör es dir

an! Nicole!«

Er winkte mit dem Kopf, und seine Frau nickte eifrig.

»Uns ist etwas aufgefallen«, fuhr sie mit leiser, bedrückt klingender Stimme fort. »Therese starb durch einen Stich ins Herz. Mutter wurde vom gleichen Täter unterhalb des Herzens erwischt. Beide Wunden sind sichtbar. Bei Vater hat man nichts gesehen.«

»Er hat einen Herzschlag bekommen und wurde nicht erstochen!« Hatte er es denn mit lauter Idioten zu tun? Was Nicole redete, konnte von einem Schwachsinnigen stammen!

»Du weißt selbst, wie besorgt Vater um seine Gesundheit war. Ich kenne keinen Mann, der so oft und so gründlich untersucht wurde wie Vater. Er war topfit, als er starb. Keine organischen Beschwerden. Sein Herz war völlig in Ordnung. Und dieser Mann bekommt einen Herzschlag. Ist das nicht komisch, Alain?«

»Der Totenschein…«

»Wurde von einem Stümper ausgestellt«, fiel Nicole ihm ins Wort. »Darüber sind Pascal und ich uns einig.«

»Es war der gleiche Arzt, der die anderen Untersuchungen regelmäßig durchführte. Also war er auch da ein Stümper, aber das steht nicht zur Debatte. Wir sehen die Dinge von einer besonderen Warte: was geschah – geschah durch das geheimnisvolle Amulett. Vater beschwor finstere Mächte und beging einen entscheidenden Fehler. Diesen Fehler wollen wir vermeiden. Wir wollen uns nicht versklaven lassen, wir wollen herrschen! Es muß Unterlagen geben über die Versuche, die Vater gemacht hat und von denen Genevieve nichts ahnte. Diese Unterlagen wurden gesucht. Verwüstetes Zimmer, durchwühlte Schubladen – fällt dir nichts auf? Aber das nur nebenbei. Um nochmals auf den Herzanfall zu kommen: Vater hat etwas beschworen, das größer war, als er offenbar glaubte. Er wurde getötet. Etwas bohrte sich in sein Herz, aber die Wunde ist für uns nicht sichtbar geworden. Sichtbar wurde sie bei Therese und bei Mutter. Warum das so ist – wissen wir nicht.«

*

Es war wenige Minuten nach fünf Uhr morgens. Obwohl spät und volltrunken zu Bett gegangen, wurde Lili um diese Zeit regelmäßig wach.

Schnaufend richtete sie sich auf. Sie rieb sich die Augen, und ihr erster Griff galt der Flasche auf dem kleinen, nach Mottenkugeln riechenden Nachttisch.

Nur der Boden war noch bedeckt.

Unwillig stellte die alte Frau die Flasche zurück und stand auf.

Als Nachthemd trug sie einen löchrigen Unterrock, der ehedem

mal weiß gewesen war.

Sie tauchte die Hände in eine bereitstehende Schüssel, in der das Waschwasser vom vergangenen Tag stand, und wusch sich die Augen. Als Handtuch diente ein Zipfel des grauen Unterrocks.

Die Frau lebte allein in dem Wohnwagen. Ihrem Sohn gehörten das Festzelt und zwei Losbuden. Lili war eine Belastung, aber ihr einziger Sohn stieß sie nicht einfach von sich. Daß seine Mutter trank und nur noch ein Wrack war, hing mit einem Erlebnis zusammen, das zehn Jahre zurücklag.

Sein jüngerer Bruder stürzte von einem Zeltmast und bohrte sich, als er unten ankam, eine fest in den Boden gerammte Eisenstange in den Rücken, die aus seiner Brust wieder austrat.

Lili wurde Zeuge des schrecklichen Unfalls. Sie wurde mit einem Schock ins Krankenhaus eingeliefert. Man half ihr, aber seit diesen Tagen hatte sie sich verändert. Sie quälte sich in Selbstvorwürfen. Dies war der Grund: kurz vor dem Unfall war der Verunglückte noch bei ihr gewesen mit der Bitte, weggehen zu dürfen. Er hatte ein Mädchen in der Stadt kennengelernt und sich mit ihm verabredet. Lili war sehr streng. Die beiden Jungen waren praktisch ohne Vater aufgewachsen, der eine Lungenentzündung nicht überstand. An Lili hing alles. Der Betrieb mußte laufen. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen, war ihre Devise. Lili blieb hart, und ihr Sohn mußte erst seine Pflicht erfüllen. Dabei starb er, und das warf sie aus der Bahn.

Sie trug keine Schuld am Tod ihres Jüngsten, aber sie redete sich ein, daß es nicht passiert wäre, wenn sie seinem Drängen nachgegeben hätte. Sie ließ sich diesen Gedanken nicht ausreden.

Sie fing an zu trinken, qualmte wie ein Schlot und nahm an nichts mehr Anteil.

Die Frau schlüpfte in eine buntgemusterte Kittelschürze und zog den Riegel an der Tür zurück.

Frische Meeresluft schlug ihr entgegen, und sie atmete tief durch.

Sie ging morgens immer früh heraus. Da begegnete ihr niemand. Sie liebte die verlassenen Gassen zwischen den Zelten, Karussells und Würstchenständen.

Die Frau mit dem zerknitterten Gesicht und dem schmalen, zahnlosen Mund ging zum Meer hinunter.

Eine steile Falte stand auf ihrer zerfurchten Stirn, und Lili sah aus, als würde sie intensiv nachdenken. Die kleinen Augen befanden sich in stetiger Bewegung. Das Laufen fiel Lili schwer. Der Alkohol laugte ihre Kräfte aus.

Das Meer spülte an den Strand. Barfuß ging sie durch den Sand, und das kühle Wasser umspülte ihre Zehen.

Kein Mensch war weit und breit. Eine jungfräuliche Welt! Kein Motorengeräusch, kein Radio, keine Stimmen…

Mit einem verlorenen Lächeln auf den Lippen lief sie schwerfällig weiter.

Manchmal blieb sie stehen. Wie ein Glutball hing die Sonne übergroß am östlichen Firmament.

Die Frau kniff die Augen zusammen.

Sie sah etwas, das nicht so recht zu dieser morgendlichen Stimmung paßte.

Dünne, dunkle Wolkenfetzen schwebten über dem Wasserdunst auf sie zu. Die nebelhaften Schemen wirkten wie Gestalten.

Sie schluckte, und die Angst griff wie eine eisige Hand nach ihrem Herzen.

Der Himmel kam auf sie herab. Sie schlug um sich und fing fürchterlich an zu schreien.

Drei, vier, fünf berittene Skelette auf skelettierten Pferden tauchten vor ihr auf. Sie preschten heran wie im Sturmlauf, direkt auf sie zu.

Die Attackierte schrie und fing an zu rennen. Aber es war mehr ein Stolpern. Sie fiel in den nassen Sand und rappelte sich wieder auf.

Sie kamen von allen Seiten und umringten sie, und schauriges, höllisches Gelächter klang in ihren Ohren.

Das war der perfekte Wahnsinn! Delirium tremens im letzten Stadium…

Das Haar hing wirr in ihrer Stirn, ihr Atem ging pfeifend.

Ein dunkler Schatten fiel auf sie.

Dann zischte etwas durch die Luft. Ein Schwerthieb warf sie zu Boden. Rasende Schmerzen peitschten durch ihren Körper.

Alles begann zu flackern, und die Welt schrie um sie herum wie von Sinnen.

Lili atmete schwer und merkte, daß irgendwo Blut aus ihrem Körper lief, vermochte nur nicht zu sagen, wo.

Ihre Augenlider zitterten, und ihre pergamentenen Hände krallten sich in den Sand.

Todeskampf!

Noch einmal kristallklare Gedanken. Vergangenheit… Jugend… die Begegnung mit Marcel… die Kinder… der Tod ihres jüngsten Sohnes… die Trinkerei… Vergessen suchen und doch nicht finden… die letzte Nacht, gestern… vor ihren Augen wurde ein Mensch ermordet… von einem Berittenen, der vom Himmel kam und aus der Hölle stammte… sie wurde Zeuge… und das kostete sie das Leben… sie hätte nicht darüber sprechen sollen…

Letzte, verzweifelte Gedanken wie Blitzlichter, die grell ihr Hirn belasteten.

Die Unheimlichen kreisten sie ein, Totenaugen, tiefe Höhlen. Keine Pupillen, keine Augäpfel… Knochengesichter… die Pferde wieherten… Es hörte sich an, als würde das Tor zur Hölle knarren.

Sie riß die Augen auf. Ein Zittern lief durch ihren Körper, die Muskeln zuckten unter der welken, trockenen Haut.

Wie ein Blitz bohrte sich etwas in ihre Brust…

Ein Schwert! Der vorderste höllische Reiter versetzte dem Opfer den Todesstoß.

Dann preschten sie davon, und die trüben Wolken verschwanden, die dunklen Schleier in der Luft lösten sich auf, als hätte es sie nie gegeben.

Klar schien die Sonne, und ihre Strahlen trafen warm auf den toten Körper. Aber das spürte Lili nicht mehr.

*

Die Jacht war schneeweiß, und unter der Sonne glitt sie majestätisch die letzten hundert Meter in den großen Hafen von La Grande Motte.

Björn Hellmark, Pepe und Sophokles, der griechische Seemann, der in Hellmarks Diensten stand und sich wohl bei diesem jungen und sympathischen Herrn fühlte, waren verantwortlich für das Boot und seine Wartung.

Björn verließ die »Seejungfrau II« und ließ Sophokles und Pepe zurück. Die beiden hatten sich schon angefreundet und kamen gut miteinander aus.

Hellmark wußte nicht, wie lange er abwesend sein würde. Es kam ganz darauf an, wie das Gespräch mit der Schaustellerfrau verlief.

Pepe fragte Sophokles später, ob er Lust hätte, an einem Spaziergang am Strand teilzunehmen.

Sophokles lag auf dem Sonnendeck und reckte alle viere von sich.

»Ich bin zu faul«, sagte er zu dem Mexikanerjungen. »Komm, leg dich zu mir, laß dir die Sonne auf den Bauch brennen!«

Pepe, mit abgeschnittenen, verfransten Jeans und einem breitkrempigen Sombrero, schüttelte den Kopf. »Ich bin schon braun genug. Ich lauf am Strand entlang.«

»Was hast du davon?«

»Ich suche Muscheln.«

»Und was machst du dann damit?«

»Weiß noch nicht. Vielleicht Ketten, oder Leuchttürme oder einen Fisch.«

»Und was machst du dann damit?«

»Anbieten und verkaufen. Die Leute hier mögen so etwas.«

»Und was machst du mit dem Geld?« Sophokoles lag einfach da und hatte nicht mal die Augen geöffnet.

»Blöde Frage, Soph! Das verprasse ich. Heute mittag geht’s wieder los. Da fahren die Karussells, die Geisterbahn und das Riesenrad

wieder.«

Der junge griechische Seemann stöhnte. »Ich bekäme ’nen Drehwurm. Daß du das aushalten kannst!«

Das aber hörte Pepe schon nicht mehr. Über die sauberen Kaianlagen lief er davon und verschwand hinter den Masten und Aufbauten und bunten Segeln der vielen hundert Boote, die hier festgemacht lagen.

*

Der Knabe schlenderte am Strand entlang. Muscheln gab es mehr als genug. Seinen Sombrero benutzte Pepe als Sammelbehälter.

Der Junge hielt sich anfangs am schmalen Strand auf, hinter dem die großen, architektonisch aus der Rolle fallenden Appartementhäuser La Grande Mottes begannen.

Bald aber entfernte er sich von der Stadt und suchte weiter außerhalb, wo der Strand nicht so gepflegt war und sehr dünenreich.

Er sammelte und merkte nicht, wie weit er ging.

Dann fielen ihm die Fußstapfen auf, in denen teilweise das Wasser stand.

Er achtete nicht darauf und stieß fast mit dem Fuß gegen den reglosen Leib, ehe er merkte, daß das ein Mensch war.

Die tote Frau! Die Frau, die sie gestern abend hinter dem Zelt mit der Rotweinflasche gesehen hatten und über die jedermann lachte…

Pepe fuhr zusammen und wurde schreckensbleich.

Er mußte sofort Björn Bescheid sagen. Der große Freund war auf dem Weg zu dieser Frau, die erstochen worden war wie der Mann in der dunklen Ecke hinter dem Zelt.

Ein Schatten fiel vor die Sonne.

Pepe fuhr zusammen.

Er warf den Kopf herum. Was er sah, erfüllte ihn mit Entsetzen.

Es war Pepes erste Begegnung mit dem Grauen einer anderen Welt.

Eine Knochenhand griff nach ihm, ehe er sich zurückwerfen konnte.

Pepe verlor den Boden unter den Füßen.

Der Junge gab einen schrillen Schrei von sich. Zu einem weiteren Hilferuf kam er nicht.

Hart und fest legte sich die Hand auf seinen Mund und erstickte jeglichen Laut.

Er wurde auf das skelettierte Pferd gerissen, und im harten Galopp preschte der Geisterreiter davon.

Die Hufe des gespenstischen, massigen Tieres berührten weder den Boden noch das Meer. Wie in einem Märchen aus 1001 Nacht ging es durch die Luft. Graue Wolkenfetzen hüllten sie ein.

Pepe hing quer über dem Knochenpferd. Er strampelte mit den Beinen und schlug um sich. Aber weder Reittier noch Reiter reagierten.

Pepe sah keinen Strand mehr und kein Meer.

Seit seiner Entführung waren noch keine zehn Sekunden vergangen.

Öde Umgebung breitete sich vor den Beinen des Skelettpferdes aus.

Die Luft war trüb und grau. Dunst hing über dem Land.

Schemenhaft erkannte Pepe noch mehr Reiter.

Ein ganzes Heer wartete hinter dem Nebelvorhang. Die Pferde stampften unruhig, und der Boden zitterte.

Seltsame, unheimliche Geräusche erfüllten die Luft, als schlügen hohle Menschenknochen gegeneinander.

Eine grauenhafte Atmosphäre und Beklemmung… Pepe wagte kaum zu atmen.

Hatte er das Tor zu einem jenseitigen Reich passiert? Die Dimensionen stimmten nicht mehr.

Björn hatte ihm von den Mächten erzählt, die es gab und vor denen man sich hüten mußte. Er hatte seinem kleinen Freund auch eingeschärft, sich nicht zu ängstigen, wenn mal etwas passieren sollte, was jeglicher Logik widersprach. Er hatte ihn aber auch davor gewarnt, sich unnötig in Gefahr zu begeben.

Sie passierten einen dunklen Höhleneingang, eine Zelle, die Tür war aus massiven, eisernen Stäben.

Der Knabe wurde durch die Düsternis geschleift. Quietschend öffnete sich eine Tür. Aus der Dämmerung traten drei unheimliche Geschöpfe. Reiter in voller Montur. Sie hatten kein Fleisch mehr auf den Knochen. Doch sie lebten ein gespenstisches, unnatürliches Leben!

Pepes Taschen wurden durchsucht.

Einer der Knochenmänner fand das, was er suchte.

Das Medaillon, das Pepe in der letzten Nacht fand, schimmerte geheimnisvoll im Dunkel der Höhle.

Der Junge erhielt einen Stoß gegen die Brust, daß er zurücktaumelte…

Dann knallte die eiserne Tür ins Schloß.

Pepe war Gefangener einer gespenstischen Truppe.

*

Björn Hellmark klopfte dreimal an und erhielt keine Antwort. Im Wohnwagen war niemand.

Diese Erkenntnis irritierte ihn. Es wäre logischer gewesen, hätte sich jetzt herausgestellt, daß die Alkoholikerin noch im Bett lag und nicht zu sich kam.

Aber das Bett war aufgedeckt. Deutlich war das durch das kleine Fenster zu sehen.

»Was machen Sie denn da?« fragte eine rauhe Stimme hinter ihm. Ohne Eile wandte Hellmark den Kopf. Ein kräftiger Mann im karierten Hemd stapfte auf ihn zu. Im Mundwinkel klebte eine frisch angezündete Zigarette. Der Mann trug eine abgetragene, dunkelbraune Hose.

Der Fragesteller kam mit unwilligem Gesicht näher. »Sie gehören doch nicht hierher«, brummte er in seinen Bart. »Ich hab' Sie noch nie gesehen…«

»Ich wollte zu Lili«, sagte Björn wahrheitsgemäß.

»Zu Lili?« Dem Vierschrötigen mit dem Stoppelbart fiel fast die Zigarette aus dem Mundwinkel. »Ja, gibt's denn das auch?« Er sah betroffen aus der Wäsche, und Björn grinste heimlich. Er konnte sich denken, was jetzt im Kopf des Schaustellers vorging. Der nahm die Bemerkung auch von der heiteren Seite. »Sind Sie der neue Liebhaber oder ihr neuer Rotweinlieferant?«

»Keines von beiden. Es handelt sich um gestern abend. Lili hat da etwas beobachtet. Darüber möchte ich gern noch mal mit ihr sprechen. Aber sie ist nicht da.«

Der Vierschrötige kniff die Augen zusammen und warf einen langen Blick durch das Wohnwagenfenster.

»Entweder ist sie ausgegangen. Sie hat manchmal so 'nen Tick, dann macht sie sich in aller Frühe auf. Oder aber… nein, das kann wohl nicht sein.« Er blickte wieder auf Björn. »Ich habe gerade daran gedacht, daß sie möglicherweise noch mal von der Polizei abgeholt wurde. Wegen des Mordes. Sie sind von der Polizei, nicht wahr?« Björn sagte darauf nichts, und der Vierschrötige fuhr schon wieder fort: »Dann wird sie wohl doch unterwegs sein. Das kann 'ne Stunde oder zwei dauern, oder auch drei. Aber die kommt wieder. Wir kennen sie. Unkraut vergeht nicht.«

Der Mann schneuzte sich, nahm einen tiefen Zug und marschierte auf den gegenüberliegenden Wohnwagen zu, wo die Tür weit offenstand. Sich die Hose hochziehend, stapfte er die ächzenden Stufen empor und drückte die Tür ins Schloß.

Björn war wieder allein.

Lili bei der Polizei?

Möglich war alles!

Zuständig war das Kommissariat in Aigues Mortes.

War den Herrschaften doch etwas aufgefallen, das sie veranlaßte, Lilis Aussagen nochmals zu überprüfen? Hatten sie den gleichen Gedanken wie er, Hellmark, gehabt?

Björn verdoppelte sich.

*

Kommissar Verdon war trotz der langen Nacht ebenfalls früh auf den Beinen. Der Mordfall beschäftigte ihn.

Über den Toten, Gerard Bollon, wußte man inzwischen einiges mehr.

Der Mann war in Polizeikreisen kein Unbekannter. Er wurde von den Kollegen in Marseille gesucht wegen unerlaubten Waffenbesitzes, wegen Rauschgiftschmuggels und einer Reihe anderer Straftaten, über die eine umfangreiche Liste Auskunft gab.

»Er hatte in der letzten Zeit angefangen, Kunstwerke an Hehleradressen weiterzugeben. Die Beutestücke stammten hauptsächlich aus Millionärsvillen an der Küste.« Verdon griff nach einer Tasse, die randvoll mit dampfendem Kaffee war. Er nahm einen winzigen Schluck. »Nach drei Stunden Schlaf ist das das richtige Aufputschmittel«, sagte er zwischendurch.

»Vielleicht sollten Sie's auch mal mit Rotwein versuchen, Kommissar«, meinte sein Assistent, der ebenfalls in der letzten Nacht an dem Einsatz in La Grande Motte teilgenommen hatte.

»Wie die weinselige Lili, wie? Was uns das Mädchen da auftischen wollte, übertrifft alles Dagewesene.« Er tippte auf das Fernschreiben, das er noch immer gründlich studierte und das aus Marseille kam. »Unser toter Monsieur Bollon scheint diesmal etwas zu weit gegangen zu sein. Entweder hat ein Geschäftspartner sein Gesicht nicht mehr gemocht oder ein Konkurrent hat den Job übernommen – oder Bollon hat einen übers Ohr gehauen und der hat es gemerkt.«

Verdon kaute auf seiner Unterlippe herum. Er ging zum Fenster, das halb offenstand. Das Büro lag im dritten Stock. Von hier aus hatte man einen Blick über die alten Dächer der Stadt, den Marktplatz mit den bunten Sonnenschirmen und die vielen kleinen Geschäfte, welche die Touristen anlockten.

Aigues Mortes war Anziehungspunkt dieses Gebietes. Die Stadt war von einer vollständig erhaltenen Mauer umschlossen, die annähernd ein Rechteck bildete. Die Menschen waren arm und lebten hauptsächlich vom Tourismus.

»Eines allerdings ist in diesem Zusammenhang doch komisch, und ich frage mich, ob meine Gedankengänge wirklich richtig sind«, fügte er murmelnd hinzu.

Richeau unterbrach seinen Chef nicht, und er stellte auch keine Fragen. Aus Erfahrung wußte er, das Verdon laut dachte und seine Kombinationen anstellte.

»Die Geschichte, von der wir vorhin ebenfalls Mitteilung erhielten und die unsere Kollegen in Agde beschäftigt«, fuhr er unaufgefordert fort. »Ich muß dauernd daran denken. Der Vorfall in der Villa der

Millionärswitwe – wie sehen Sie ihn, Richeau?«

Der Assistent hatte mit dieser unverhofften Frage nicht gerechnet. »Ziemlich mysteriöse Sache«, sagte er langsam. »Wenn wir unseren Fall dagegenhalten, könnte man fast meinen, ein und derselbe Mörder wäre tätig gewesen.«

Verdon nickte. »Genau das ist es. Madame Munuel wurde mit einer Waffe niedergestochen, die in ihren Dimensionen der Tatwaffe, mit der Gerard Bollon ermordet wurde, ähnelt. Die alte Köchin muß ebenfalls mit dieser Waffe getötet worden sein. Auch von der Zeit her kann es sich um den gleichen Täter handeln. Erst der Mord in der Umgebung von Agde, dann hier. Zweieinhalb Stunden Spielraum sind genug. Aber: dann stimmt die ganze Theorie nicht, die ich eben über Gerard Bollon und seinen vermutlichen Komplicen oder Widersacher aufgestellt habe. Madame Munuel und deren Köchin werden wohl kaum gemeinsame Sache mit einem eiskalten Mörder gemacht haben.«

Verdon wandte sich wieder dem Fenster zu und stützte sich mit beiden Händen auf die Fensterbank.

Jemand befand sich auf dem Dach, aber weder Verdon noch Richeau merkten etwas davon.

Sie wurden beobachtet, und dem Besucher entging nichts von ihrem Gespräch, das sie führten und bei dem sie sich unbeobachtet fühlten.

Macabros, Björn Hellmarks Doppelkörper, war in der Nähe.

*

Macabros sah, daß der Kommissar sich vorn Fenster zurückzog.

Der Franzose diskutierte weiter mit seinem Mitarbeiter über die vermutlichen Widersprüche und undurchsichtigen Zusammenhänge, und jedes einzelne Wort bekam er mit.

»Zwei Dinge wissen wir mit Gewißheit: Bollon war ein Schwein«, fuhr Verdon fort. »Das muß jedoch nicht bedeuten, daß er auch diesmal eine gesetzwidrige Angelegenheit nach La Grande Motte gebracht hat. Sie fahren nach Agde, Richeau! Nehmen Sie die Unterlagen mit und sprechen Sie dort mit dem federführenden Mann! Ich bin sicher, daß wir uns zusammensetzen müssen. Hier ist etwas faul. Versuchen Sie außerdem, ein Gespräch mit dem Arzt des Hospitals herbeizuführen, in dem Madame Munuel liegt. Noch besser mit ihr selbst. Aber das wird wohl bei ihrem Zustand nicht möglich sein.«

Richeau wußte, worauf Verdon hinaus wollte. Und auch Macabros wußte es. Madame Genevieve war vielleicht der einzige Augenzeuge. Sie hatte den Täter gesehen.

»Ich werde hier keine ruhige Kugel schieben«, vernahm Macabros

die Stimme des Kommissars. »Das Mädchen mit der Rotweinflasche muß ich mir noch mal vornehmen. Vielleicht ist sie heute morgen zugänglich. Lange genug Zeit, sich auszuschlafen, hat sie gehabt. Mal sehen, ob sie immer noch bei ihrer Schauergeschichte bleibt. Aber das nur nebenbei. Der zweite Faktor, von dem ich sprechen wollte, ist der: der gestrige Tagesablauf dieses Bollon ist noch immer nicht ganz klar, obwohl wir Hinweise erhalten haben, auf denen wir aufbauen können. Ins Auge stechend ist die Tatsache, daß Bollon gestern um die Mittagsstunde in einem Souvenirladen auffiel, als er nach orientalischen Amuletten und Gefäßen fragte. Die Dame, die uns gleich heute morgen anrief, konnte nicht nur eine genaue Beschreibung Bollons geben, sondern darüberhinaus eine Studie seines Verhaltens. Er sei nervös und gereizt gewesen und hätte etwas ganz Bestimmtes gesucht, so als wisse er, daß es dies nur in diesem Laden und nirgendwo anders gebe.«

»Und hat er bekommen, wonach er suchte?« wollte Richeau wissen. Macabros spitzte die Ohren.

»Das eben will ich herausfinden. Ich mach' mich dann auch auf den Weg. Der kleine Laden in der Rue Falette hat sich auf Gegenstände aus dem Orient spezialisiert. Wollen mal sehen, was wir Neues über Monsieur Bollon erfahren.«

*

Für Kommissar Verdon bedeutete der Weg in die Rue Falette ein Zeitaufwand von acht bis zehn Minuten, wenn er ihn zu Fuß ging.

Für Macabros war es ein Gedankensprung.

Hellmarks Doppelkörper verschwand vom Dach des Polizeigebäudes und erstand neu fünf Straßenecken weiter. Er stand plötzlich hinter einer Gruppe von Amerikanerin, die plappernd und lachend Ansichtskarten auswählte, Tongefäße und Skulpturen von aufgestellten Regalen nahm und sich alles genau betrachtete.

Macabros steuerte direkt auf den Eingang zu.

Die Tür stand weit offen. Im Halbdunkel des Ladens beobachtete ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, Typ Vamp, die Leute an den Außenständen.

»Guten Tag«, grüßte Macabros. Die Achtzehnjährige blickte den gutaussehenden Deutschen aus großen dunkelumränderten Augen an. »Das da draußen wird noch 'ne kleine Zeit dauern, aber dann wird bestimmt ein großes Geschäft daraus.«

Der Vamp lachte. Die Zähne blitzten im sonnengebräunten Gesicht wie Perlen.

Sie trug ein knöchellanges, weichfallendes Kleid. Darunter zeichneten sich die Konturen ihres schlanken Körpers ab. Der

Ausschnitt war auf Männerfang eingestellt. Zwei helle Kugeln schimmerten fest und marmorn, und wenn man sich ein bißchen reckte, konnte man bis zum Nabel sehen.

Macabros genoß den Anblick. Er war groß genug und mußte sich nicht auf die Zehenspitzen stellen.

»Was kann ich für Sie tun?« Ihr Lächeln war eine Offenbarung.

Sehr viel, ging es ihm durch den Kopf, und er hätte ’ne Menge Vorschläge für sie gehabt. Aber darüber ließ sich jetzt nicht diskutieren. Kommissar Verdon war auf dem Weg nach hier. Ihm wollte er zuvorkommen.

Das Innere des Geschäfts sah aus wie ein Tempel mit dunkelrot verkleideten Säulen und tiefherabgezogener Decke. Regale waren in die Wände eingelassen. Skulpturen, goldumrandete Bilder, viele Blusen und Kleidungsstücke, die man hier im Süden tragen konnte, die aber nach der Rückkehr in den Alltag irgendwo zwischen alten Lumpen landeten, sorgten für den entsprechenden Rahmen.

Holzschnitzereien und Keramikartikel zeigten sogar künstlerisches Geschick.

Es gab Münzen und Medaillons. Sie lagen in einer Glasvitrine, und man konnte sie dort begutachten.

Die junge Verkäuferin war eine von vieren. Alle im Typ gleich. Geschmeidig, katzenhafte Bewegungen und gewinnendes Lächeln. Sie bedienten zuvorkommend und beratend.

Macabros erkundigte sich nach dem Kunden, der gestern ein ganz bestimmtes Amulett erworben habe. Ob man sich wohl noch an ihn erinnern könne?

Er hatte Glück. Die gleiche Verkäuferin, die den Kunden bediente, hatte auch die Polizei informiert.

»Das alles hier sind Nachbildungen okkulter und heiliger Gegenstände aus dem alten Ägypten, aus der Kultur der Khmer, der Chinesen und Japaner«, erfuhr er.

»Alles quer durch den Garten«, erwiderte Macabros. »Daß Sie sich da noch auskennen?«

»Man muß den Kunden sehr viel bieten. Diese kleinen Amulette sind äußerst beliebt. Man sagt, daß geheime Kräfte in ihnen wohnen.« Wieder ein gewinnendes Lächeln. Das konnte einen Mann schwach machen.

»Glauben Sie daran?« fragte Macabros.

»Ja, sicher.« Sie nahm ein achteckiges Gebilde aus einer Schachtel. Geheimnisvolle Zeichen bedeckten die rote Platte, die aussah, als wäre sie in Menschenblut getaucht worden. »Die kommt aus Afrika«, erklärte der Vamp. »Man sagt, daß man damit einen Liebeszauber ausführen kann.«

Sie drückte ihm das Medaillon, an dem ein speckiges Lederband

befestigt war, damit man es um den Hals tragen konnte, in die Hand.

»Bei mir ist das nicht nötig. Sie wirken auch so auf mich«, sagte er zu ihr.

Macabros blickte sich in der Runde um, ehe er das Amulett näher betrachtete. Es war eine Nachbildung, auf alt zurechtgemacht und nicht gleich auf den ersten Blick zu erkennen. Aber wenn man sich, wie er, mit alten Dingen befaßte, dann bekam man einen Blick und vor allem ein Gespür dafür, was echt war und was nicht.

»Das möchte ich nicht sagen«, erhielt er auf seine Bemerkung leise als Antwort. »Es gibt Kräfte, für die wir keine Erklärung haben.«

Er merkte, daß er vom eigentlichen Sinn seines Besuches abkam. Bollon stand im Mittelpunkt des Interesses und nicht ihre Philosophien über Glücksbringer und Talismane.

Aber die spielten auch eine Rolle.

»Er hat etwas Besonderes gesucht«, sagte das junge Mädchen. »Das habe ich der Polizei schon gesagt. Er hat gewußt, daß wir von Philippe wieder eine Sendung erhalten hatten.«

»Wer ist Philippe?«

»Ein alter Mann. Ein Trödler. Hin und wieder kaufen wir ihm etwas ab, von dem wir glauben, daß wir es wieder absetzen können. Philippe bringt auch viel Dreck. Das könnte er nicht mal mehr auf einem Flohmarkt verkaufen. Vor zwei Tagen brachte er ein paar alte Vasen, eine alte Milchkanne und auch das Amulett. Er sagte, es sei etwas Besonderes. Er verlangte einen stolzen Preis. Den gab ihm der Geschäftsführer nicht. Er bekam dafür nicht mehr, als wir im Einkauf für unsere Amulette bezahlen. Ich mußte lachen.«

»Warum mußten Sie lachen?«

»Erst wollte er soviel Geld und tat sehr geheimnisvoll – und dann war er auch mit einem Bruchteil dessen zufrieden, was er verlangt hatte. 'Man kann viel damit anfangen', sagte er. Ich muß hinzufügen, daß er ein alter Aufschneider ist, daß er gerne etwas interessant macht, was gar nicht interessant ist. Wenn Sie mich fragen, dann muß ich Ihnen sagen, daß er Unterhaltung sucht. Ich glaube, es gibt für ihn nichts Schöneres, als seine Geschichten zu erzählen und herauszustellen, was für ein Kerl er ist.«

»Wie sah das Medaillon ungefähr aus?«

»Ungefähr so wie das hier.« Das Mädchen griff nach einem runden Amulett, an dem goldene Drähte wie Sonnenstrahlen herausragten. »Aber es war nur ein Draht daran. Der war hohl. Es war eigentlich kein richtiges Amulett, es war Teil eines größeren Gebildes, ein Bruchstück.«

»Was wußte Philippe darüber alles zu erzählen?«

»Man könne damit die Geister beschwören«, wisperte das Mädchen. »Er hätte es selbst ausprobiert. Und sie seien gekommen und

hätten nach seinen Wünschen gefragt. Ich habe ihn daraufhin gefragt, ob er denn seine Wünsche nicht genannt hätte. Sine Antwort lautete: ›Ich habe es mir noch mal überlegt. Ich hätte reich sein können von einer Sekunde zur anderen. Aber um welchen Preis! Ich hätte meine Seele verkauft!‹ Ich kam mir vor, als würde ich mit Dr. Faust persönlich sprechen.«

»Aber das Amulett fand auf Anhieb einen Käufer?«

»Ja. Dieser Monsieur Bollon, den Sie suchen, er wußte genau, daß Philippe uns beliefert hatte. Bollon wühlte sämtliche Schachteln durch. Ich hatte das Amulett einfach irgendwo dazu gelegt. Ich hielt es nicht für bedeutungsvoller als die anderen, die wir anbieten. Bollon kaufte und verschwand.«

Macabros kaufte auch. Er nahm das Amulett mit dem Liebeszauber und die Nachbildung des Medaillons, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bruchstück haben sollte, das Bollon erstand.

Macabros' Hirn arbeitete wie ein Computer.

Er mußte an die Ausführungen Verdons denken. Der Kommissar hatte eine Parallele zwischen dem Geschehen in der Millionärsvilla Munuels und dem Tod des Landstreichers Bollon gezogen.

Ein Zimmer in der Villa war durchsucht worden. Das Arbeitszimmer des toten, erfolgreichen Schauspielers. Ein Mann, der von seinen Kollegen ob seines Erfolges beneidet worden war.

Der Eindringling hatte etwas gesucht.

Bollon war durchsucht worden. Nach dem geheimnisvollen Gegenstand?

»Da ist noch etwas«, sagte die hübsche Verkäuferin mit dem aufregenden Busen, als Macabros sich gerade anschickte, nach der Wohnung dieses merkwürdigen Philippe zu fragen. »Er hat behauptet, daß das Amulett bereits schon jemand den Tod gebracht hätte, seinem Freund Auguste, und deshalb wolle er es aus dem Haus haben, ehe er dazu verleitet würde, Unfug damit anzustellen.«

*

Er verließ das düstere Geschäft, das mit seinen Säulen und vielen kleinen Lichtern eher einem Tempel glich.

Als Macabros ging, kam Verdon.

Die beiden Männer begegneten sich am Eingang.

Der Kommissar ließ sich gleich die junge Verkäuferin geben, die er heute morgen bereits telefonisch gesprochen hatte.

»Ich wollte mich noch mal mit Ihnen über den Herrn unterhalten, der gestern das Amulett bei Ihnen kaufte und den Sie als Monsieur Bollon identifiziert haben«, wandte Verdon sich an das Mädchen, während er gleichzeitig seine Brieftasche zückte, um eine Fotografie

herauszunehmen.

»Na, das ist ja ulkig«, meinte die Schöne. »Gerade eben war ein Herr da, der auch nach ihm fragte. Scheinen sich mehrere Personen für diesen Monsieur Bollon zu interessieren.«

Verdon stutzte. Er glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Wer war da?«

»Der Mann, der eben den Laden verließ, Kommissar. Er erkundigte sich auch nach dem Kunden und dem Amulett.«

Verdon stürzte zum Eingang. Großer Mann, blond, sportlicher Typ, schoß es ihm durch den Kopf.

Er blickte die schmale Gasse entlang, die sich immer mehr belebte.

Weder links noch rechts war etwas von dem Fremden zu sehen.

*

Ein Mann verließ den Bahnhof von Montpellier und suchte zuerst die Bahnhofsgaststätte auf, um von dort aus einen Bekannten anzurufen.

»Ich bin da, Charles«, sagte er in die Sprechmuschel, als der Teilnehmer sich meldete.

»Fein, dann hol ich dich ab«, ertönte es vom anderen Ende der Strippe. »Hast du auch alles dabei?«

»Ja, Charles. Es ist das Gegenstück, es gibt keinen Zweifel daran.« Der Mann, der das sagte, wirkte ernst, bleich und übernächtigt. Seit zwei Tagen hatte er kein Auge geschlossen. Nicht mal während der langen und anstrengenden Fahrt von Paris hierher hatte er im Zug geschlafen. Ständig machte er sich Notizen, fertigte Skizzen an und überlegte.

Er war fertig, aber er wußte, daß er nicht aufgeben durfte. Er war, so glaubte er, der einzige Mensch, der die tödliche Gefahr erkannte, und er hoffte daß ihm nichts zustieß, ehe er einen anderen eingeweiht hatte.

Professor Perpignan, der namhafte Archäologe aus Paris, hatte das Gefühl, als laste ein Zentnergewicht auf seinen Schultern.

»Bertrand Munuel hat das Grauen damit gerufen«, fuhr er fort und seine Stimme klang hohl. »Auf ihn geht alles zurück, ich…«

»Nicht am Telefon. Bei mir zu Hause, Gilbert«, fiel der Gesprächspartner ihm ins Wort. »Wir werden über alles in Ruhe sprechen.«

*

Die Ortschaft hieß Chemin. Sie lag zehn Kilometer landeinwärts, abseits der Verkehrsstraße, die nach Aigues Mortes und La Grande

Motte führte.

Chemin bestand aus zehn Häusern, deren verwitterte Ziegeldächer von der Sonne aufgeheizt wurden.

Staub war in der Luft. Die Dorfstraße lag leer und verlassen. Das ganze Dorf machte den Eindruck, als sei es nicht mehr bewohnt.

Macabros tauchte in einer engen, staubigen Gasse auf, die genau in der Dorfstraße mündete.

Ein Hund kläffte hinter einem morschen Bretterzaun, als der Fremde sich in Bewegung setzte. Aus einem finsteren Hausflur kam gebückt eine alte Frau und blickte ihm stumm nach.

Zwei Häuser, die aussahen als würden sie jeden Augenblick zusammenstürzen, bildeten einen rechten Winkel zueinander.

In einem Haus war unten im Parterre neben einer grüngestrichenen Tür ein altes Emailleschild angebracht, das darauf hinwies, daß man hier etwas kaufen konnte. Ein Kramladen also. Verblaßte Waschmittelpakete, Zigarettenschachteln, leere Limonaden- und Mineralwasserflaschen deuteten darauf hin.

Neben der Tür im Schatten hockte ein Mann.

Macabros steuerte auf ihn zu.

Er grüßte, sein Gruß wurde mit einem Nicken und einem mißtrauischen Blick erwidert.

Macabros las förmlich die Frage in den Augen des Dorfbewohners: Was wollen Sie hier? Wie kommen Sie denn hierher?

Kein Auto war angekommen. Hier in dem winzigen, gottverlassenen Nest begutachtete man jeden Fremden mit Mißtrauen. War der Mann über die Äcker und Wiesen gekommen?

»Wohnt hier ein Philippe Maison?«

»Ja.« Der Mann auf dem Schemel deutete hinter sich. »Da müssen Sie um das Haus, auf die andere Seite. Von hinten geht's rein.«

»Danke!« Macabros ging um das blatternarbige Haus. Ein ungepflegter Hof. Ein Schuppen, der offen stand. Darin verkamen verrostete Fahrräder, ein Karren, Packen mit Altpapier und ein altes Karussellpferd.

Hier war er richtig. Das war Philippes Reich. Man glaubte in eine Altwarenfirma zu kommen. Philippe sammelte alles.

Das Tor im Bretterzaun hing windschief. Es ließ sich nicht mehr hin und her bewegen. Kurzerhand sprang Macabros federnd darüber hinweg.

Kleine Fenster mit verschlossenen Läden hielten die Hitze draußen.

Macabros klopfte unten gegen die Tür, die ebenfalls von innen verriegelt war.

Es dröhnte dumpf durchs Haus.

Niemand rührte sich.

Macabros versuchte es noch mal und blickte an der Hauswand

empor.

Im ersten Stock wurde ein Laden nach außen gedrückt.

Ein Mann, schätzungsweise vierzig, streckte den Kopf heraus.

»Ja?« fragte er unwirsch. Er sah aus, als wäre er gerade aus dem Bett gekommen. »Was wollen Sie denn?«

»Tut mir leid, wenn ich Sie aus den Federn geholt habe«, lachte Macabros. »War keine böse Absicht. Ich wollte zu Philippe. Sind Sie das?«

Der am Fenster rieb sich die Augen. Er wirkte blaß und verschlafen. »Nein. Ich bin der Bruder. Philippe ist nicht da.«

»Oh, das ist schade. Wann kommt er denn wieder?«

Ein Achselzucken. »Keine Ahnung, Monsieur. Bei ihm weiß man das nie so genau. In ’ner Stunde, in zwei – vielleicht auch erst heute abend. Kommt ganz darauf an, was er vorhat. Manchmal bleibt er auch ’nen ganzen Tag weg.«

Das waren herrliche Aussichten!

»Na schön, da kann man nichts machen«, Macabros hob grüßend die Hand. »Ich schau noch mal vorbei, vielleicht habe ich dann mehr Glück.«

»Vielleicht…« Der Mann am Fenster schluckte und zog den Laden nach innen und blieb starr und steif stehen, als hätte er einen Stock verschluckt.

Das Schwert, das hart in seine Seite gepreßt wurde, schlitzte seine Haut. Eine falsche Bewegung, und der Stahl bohrte sich in seine Eingeweide!

*

Philippes Bruder wagte kaum zu atmen.

»Ich hab… meinen Auftrag erfüllt«, sagte er stockend. Im Zimmer war es dunkel. Durch die Ritzen des Fensterladens fielen vereinzelt ein paar Sonnenstrahlen und schufen ein gespenstisches Dämmerlicht. »So war es ausgemacht…«, preßte der Franzose totenbleich hervor. Er zitterte, er hatte sich die ganze Zeit über zusammengenommen, um Philippes und sein Leben zu retten.

Sein Verstand wehrte sich gegen das, was er erlebte. Die Welt der Geister, des Spuks, war für ihn lebendig geworden. Er glaubte an diese Dinge, und er fürchtete seit eh und je, mal von bösen Mächten attackiert zu werden. Er war abergläubisch und furchtsam Dingen gegenüber, die er nicht verstand. Seine schlimmsten Alpträume waren nichts im Vergleich zu dem, was er nun wirklich erlebte.

Das Ungeheuer stand neben ihm.

Ein Knochenmann in lederner Montur überragte ihn um Haupteslänge. Die Gestalt, die lautlos und plötzlich eingedrungen war,

beruhte nicht auf Einbildung. Der Druck des Schwertes war vorhanden. Auch das hätte sonst Einbildung sein müssen.

Einbildung auch die Gestalt seines Bruders, der auf der Bettkante hockte und wie von Sinnen vor sich hinstarrte, bleich und lethargisch, als ginge ihn das Ganze nichts an.

Nein! Alles war Wirklichkeit, erschreckend und unverständlich.

»Und nun geh', laß mir meinen Frieden – komm nie wieder!« Er erschrak vor seiner eigenen Stimme. »Ich habe getan, was du von mir verlangt hast. Er ist gegangen.«

»Dann wirst du jetzt noch gehen, damit du nie über das sprechen kannst, was du hier erlebt hast.«

Die Stimme des Skeletts klang so fürchterlich, daß sich ihm die Haare sträubten.

Der Tod erwartete ihn! Alles umsonst. Dann hätte er sich auch nicht zu beugen brauchen.

Er erhielt einen Stoß in die Rippen, daß er nach vorn flog.

Was bedeutete das nun schon wieder?

Ein Stöhnen klang durch den dämmrigen, stickigen Raum.

Der Skelettmann wurde herumgewirbelt. Die Knochen klangen hohl. Der Arm des unheimlichen Gastes aus dem Geisterreich flog in die Höhe. Das Schwert zischte durch die Luft.

Aus weitaufgerissenen Augen sah der Franzose, daß es plötzlich außer dem einen Skelett noch jemand gab, der nicht minder erschreckend aussah.

Ein Mann mit einem Totenkopf.

Er warf den anderen in der Montur zurück.

Das geschah alles so schnell, daß der Beobachter gar nicht begriff, wie es zustande kam.

Der das Schwert verloren hatte, warf ruckartig den Kopf herum. Ein gurgelndes Stöhnen drang aus seinem gespenstischen Leib. Das Licht im Raum veränderte sich. Die Dämmerung nahm einen grünlich violetten Schimmer an, und der Knochenmann versank in waberndem Nebel.

Die Gestalt löste sich auf.

Philippes Bruder graulte sich bis in sein Inneres. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf die Erscheinung.

Die Gestalt, die wie die andere spukhaft und lautlos im dämmerigen Zimmer aufgetaucht war, griff sich ins Gesicht.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte eine sympathische Stimme, und Philippes Bruder sah, daß sein Gegenüber eine Maske trug, daß es der Mann war, den er auf Anordnung des Geisterhaften weggeschickt hatte!

*

Er begriff die Welt nicht mehr, und tausend Fragen stürmten auf ihn ein. Seine Gefühle schwankten zwischen Angst, Ratlosigkeit und Erleichterung.

Ein Mensch stand vor ihm. Der Spuk war vorbei.

Macabros versuchte die Situation für Philippes Bruder so leicht wie möglich zu machen, obwohl er natürlich nicht alles erklären konnte.

»Mir ist aufgefallen, daß mit Ihnen etwas nicht stimmt«, sagte Macabros und stieß die Fensterläden auf. Helles Sonnenlicht flutete in den einfachen Raum, der mit dem nötigsten eingerichtet war, und der Schlaf- und Wohnzimmer zur gleichen Zeit war. »Ihre Stimme klang nicht sicher, als Sie mir plausibel zu machen versuchten, daß ich verschwinden sollte. Sie hatten Angst. Sie wurden bedroht. Das merkte ich.«

Philippes Bruder nickte. »Wie sind Sie hier hereingekommen?«

»Durch die Tür.«

»Aber ich habe – Sie nicht kommen sehen…«

»Sie waren so sehr mit anderem beschäftigt, daß Sie es nicht bemerkt haben.«

Der Blick des Franzosen irrte zu seinen Händen. Macabros hielt die Maske, die ihm sein unheimliches, erschreckendes Aussehen verliehen hatte, nicht mehr in der Hand.

»Wieso – sahen Sie aus – wie…?« Seine Stimme versagte ihm den Dienst.

»Das kam nur Ihnen so vor. Das Bild, das er sah, war viel schlimmer. Es hat ihn – im wahrsten Sinn des Worten – zu Tode erschreckt.«

»Ich verstehe nicht…«

Macabros versuchte seine Zweifel zu zerstreuen, während er sich vor Philippe hockte und sich um den abwesend vor sich hinstarrenden Mann kümmerte.

Philippe stand unter schwerer Schockeinwirkung.

Macabros führte seine Hand vor den Augen Philippes hin und her. Der stoppelbärige Mann mit dem schmalen Mund reagierte nicht. Seine grauen Augen stierten auf einen imaginären Punkt, und seine Miene blieb unbeweglich.

»Was ist passiert? Erzählen Sie mir alles«, wandte Macabros sich an den jüngeren Bruder des Trödlers.

Stockend berichtete der Gefragte: »Philippe wollte gerade gehen… da kam er, der andere… ein Geist… wir konnten nicht fliehen… er bedrohte uns. Fenster und Türen ließen sich nicht mehr öffnen. Philippe riß den Mund auf und wollte etwas sagen… aber nur ein schreckliches, langgezogenes Stöhnen kam über seine Lippen… und er setzte sich ganz langsam hin, als würde eine unsichtbare Hand ihn

herabdrücken, und er könne sich nicht dagegen wehren.

Seitdem sitzt er dort auf seinem Bett und sagt keinen Ton mehr. Ich konnte mich die ganze Zeit nicht um ihn kümmer… Das Gespenst, der Tod… kam auf mich zu und sagte: da wird einer kommen und um Einlaß begehren. Den schickst du weg. Wenn du nicht gehorchst, werde ich euch beide töten…«

Er, Macabros, war beobachtet worden. Unsichtbare Augen aus einer jenseitigen Welt verfolgten seine Wege. Die Unheimlichen, deren Nähe er spürte und ahnte, planten etwas Großes. Der Tod Bertrand Munuels, der Tod der Köchin und der Angriff auf seine Witwe, gestern abend das Verhalten der kleinen Susette und die Ermordung Gerard Bollons – die Beobachtungen der betrunkenen Lili, der niemand Glauben schenken wollte – aber hier war das Gegenstück jenes Mörders aufgetaucht, den sie gesehen hatte! Alles paßte irgendwie zusammen, auch wenn die Verbindungsstücke noch fehlten.

Bertrand Munuels durchwühltes Arbeitszimmer… Bollon war durchsucht worden. Nichts fehlte. Außer dem Medaillon aus dem Andenkenladen in Aigues Mortes…

Das geheimnisvolle Amulett, das er so hektisch suchte, war es ihm zum Schicksal geworden? Wäre es auch Philippe und seinem Bruder zum Schicksal geworden, wenn er nicht hier zufällig aufgetaucht wäre?

Der Mann, der es ausgegraben hatte, saß da wie aus Stein gemeißelt. Philippe hatte das Amulett loswerden wollen. Er wußte etwas von der Gefahr, die von ihm ausging. Der Verkäuferin hatte er davon erzählt.

»Der Tod war hier im Haus«, sagte der Bruder des Trödlers. Darüber kam er nicht hinweg. »Und auch Sie sahen aus wie der Tod. Ich glaube, ich verliere den Verstand. Tod – warum ist er in dieser Gestalt gekommen?«

»Geister treten oft in dieser Gestalt auf. Der Tod – erschreckt die Menschen.«

Der Franzose musterte seinen sympathisch aussehenden Gast. »Sehe ich Sie so – wie Sie nun wirklich sind?«

Seine Gedanken schienen sich immer nur um die eine Sache zu drehen. Das Erlebnis hatte ihn tief beeindruckt.

»Auch Ihr plötzliches Auftauchen«, sinnierte er weiter, während Macabros Philippe vorsichtig schüttelte und ihn beim Namen rief. »Es gefällt mir nicht.« Er wich vor Macabros zurück, als würde er erst jetzt immer mehr begreifen, daß mit dem Auftauchen dieses Mannes einfach etwas nicht stimmte.

Er ging zur Wohnungstür und öffnete sie. Hart quietschte sie in den Angeln. »Das hätte ich hören müssen, Monsieur«, sagte er heiser. Erschrecken spiegelte sich auf seinem Gesicht.

Macabros richtete sich auf. »Es tut mir leid, wenn ich Sie nicht überzeugen kann«, sagte er leise. »Sie waren so sehr benommen durch die Begegnung mit dem anderen, daß Sie mich nicht kommen hörten. Führte ich Böses im Schilde, würde ich mich da nicht anders verhalten?«

»Ich weiß nichts über die Welt der Geister – aber ich habe gesehen, wie der andere vor Ihnen floh – man kann den Teufel durch Beelzebub austreiben.«

Das also war es! Philippes Bruder fürchtete, daß Macabros, ein stärkerer Dämon war als der andere.

Dieses Denken war nicht verkehrt, wenn man berücksichtigte, was dieser Mann erlebt hatte.

»Sie brauchen mich nicht zu fürchten. Ich bin gekommen um Ihnen – soweit es in meinen Kräften steht – zu helfen.«

Das konnte er glauben oder nicht. Aus Erfahrung wußte Macabros, daß für diesen einfachen Mann alles noch viel undurchsichtiger und komplizierter gewesen wäre, würde er ihm erklärt haben, daß er eine Art Geister- und Dämonenjäger war und über besondere Talente verfügte, um den Anforderungen, vor die ihn die Geisterwelt stellte, gewachsen zu sein.

Philippe gab ein paar unartikulierte Laute von sich, und Macabros wandte sich ihm wieder zu.

Er schlug ihm leicht auf die Backen. »Monsieur, können Sie mich hören?«

»Ouiii«, kam es langgezogen über die spröden Lippen.

Philippes Bruder eilte näher. Vergessen schienen die Sorgen, die ihn eben noch quälten. Der Besucher meinte es offenbar doch gut.

Aus den Augenwinkeln erblickte er das Schwert, das von dem Widersacher zurückgeblieben war. Es lag in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers, und hätte der Besucher ihm damit ein Leid zufügen wollen, hätte er es längst tun können.

»Sie sind Philippe Maison, nicht wahr?« fragte Macabros mit klarer Stimme.

Ein Nicken. Der Trödler schien langsam aus seiner Lethargie aufzuwachen.

»Die Toten – sie kommen – auch wenn man sie nicht ruft«, tönte es dumpf aus Philippes Mund.

»Warum sind sie gekommen, Monsieur?«

»Weiß nicht – oder doch – mein Freund Michel – er hat sich mit Okkultem beschäftigt, hat die Geister gerufen – er hatte so ein schönes Haus. Dann sind sie gekommen – haben ihm alles zerstört – Ich habe Michel gefunden…«

Schweigen! Starr der Gesichtsausdruck. Die Augen waren noch immer unnatürlich weit geöffnet.

»Was ist mit Ihrem Freund Michel passiert?«

»Er ist tot.«

»Wie ist er gestorben?«

»Sie haben ihn – umgebracht! – Wie sie mich umbringen wollten.«

»Ist es – wegen des Amulettes?«

»Ja! Teufelswerk! Wer eines besitzt ist gefährdet.« Monoton war die Stimme, bleich das Gesicht. Eiskalt fühlte sich seine Haut an, als würde kein Blut mehr durch die Adern fließen.

»Was wissen Sie über das Amulett, Monsieur?«

»Die Welt des Jenseits wird sichtbar wenn man die Mächte anruft, die in den geheimnisvollen Runen zu Namen werden.«

»Obwohl Sie von der Gefahr gewußt haben, holten Sie es in Ihr Haus?«

»Ja… Idiotie, nicht wahr? Aber ich arbeitete nicht damit, ich starrte es immerzu nur an, hörte das hohle, dumpfe Klingen der Knochen, die höllischen Geräusche einer anderen Welt. Sie wollten, daß ich mich mit ihnen beschäftige, sie raunen einem Versprechungen zu, aber ich blieb hart, ich brachte das Amulett nach Aigues Mortes, wo ich meine anderen Sachen auch immer hinbringe. Sie wollten mir nicht viel Geld dafür geben.«

»Da Sie doch um die Gefährlichkeit wußten, warum haben Sie es nicht einfach vernichtet?«

»Konnte nicht.«

»Kennen Sie Monsieur Bollon?«

»Nein.«

»Er war wie ein Verrückter hinter dem Amulett her. Er muß gewußt haben, daß Sie es in Ihrem Besitz hatten.«

»Möglich. Vielleicht kannte er Michel. Hat möglicherweise erfahren, daß fast der ganze Hausrat verbrannt wurde. Niemand wollte das Zeug haben.«

Das war ein eklatanter Widerspruch. Hatte Philippe eben nicht gesagt, daß sein Freund Michel ein herrliches Haus besessen hatte? Wie war das zu verstehen? Lauter alter Kram im Haus, den keiner haben wollte?

Macabros hakte nach, aber Philippe schwieg. Er schien wieder in Lethargie und Grübelei zu versinken.

»Man muß aufpassen«, murmelte er plötzlich selbstvergessen vor sich hin. »Es gibt viele Stücke… das hat Michel selbst gesagt… insgesamt sieben…«

Sieben! Die magische Zahl.

»Alle sieben rufen die Hölle auf den Plan…«

Die Jagd nach den Einzelstücken. War Bollon niedergestochen worden, weil er das Originalteilstück gefunden? Besaß ein anderer schon weitere Stücke?

Macabros mußte wieder an Munuel denken. Hatte sich ein Gegenstück, in seinem Haus befunden?

Was ging hier vor, wie paßten die Mosaiksteinchen zusammen?

Aus Philippe Maison war nichts mehr herauszubringen. Er brabbelte unverständliche Worte vor sich hin.

Willig ließ er es sich gefallen, daß man ihn hinlegte.

»Wenn er aufwacht, wird er vielleicht alles überstanden haben«, sagte Macabros. »Der Schreck sitzt ihm noch ordentlich in allen Knochen, aber das wird hoffentlich wieder vorübergehen.

Die Begegnung mit dem Höllenboten hat er nicht erwartet. Er wollte sich aus allem raushalten. Das wäre ihm fast gelungen. Er hat nichts mit allem zu tun, aber das Gerippe, das euch vorhin die Ehre gab, fürchtete, daß Philippe Maison und ich zusammentreffen würden.«

Macabros bückte sich nach dem Schwert und nahm es an sich. War es die gleiche Mordwaffe, mit der Bollon, Madame Munuel und deren Köchin niedergestochen wurden?

Er mußte mit der Polizei Kontakt aufnehmen.

*

Von einer Sekunde zur anderen zu Nichts zu werden, das brachte er fertig. Aber er wollte sich keinen spukhaften Abgang verschaffen, um Philippe Maisons Bruder nicht Anlaß zu irgendeinem Verdacht zu geben.

Macabros verließ auf normalem Weg das Haus.

Der Bruder des Trödlers blickte ihm vom Fenster aus nach.

Macabros hielt das Schwert in der Hand, lässig, als hätte er es von einem der Maison-Brüder erstanden.

Macabros schlug den Weg durch das Feld ein.

Hinter einem Erdhügel löste er sich auf, als er vom Haus aus nicht mehr gesehen werden konnte.

*

Björn Hellmark hielt plötzlich das Schwert in der Hand. In dem Augenblick, als er seinen Doppelkörper auflöste, wurden starke telekinetische Kräfte frei, die all das zurückholten, was sein Kopiekörper in der Zeit seiner Existenz in der Hand hielt. Auf diese Weise konnte er sich in den Besitz von Gegenständen bringen, die normalerweise außer Reichweite lagen. Benötigte er irgend etwas aus seinem Bungalow am Genfer See und er hielt sich einige tausend Meilen entfernt auf, dann war es für ihn kein Problem, seinen Doppelkörper entstehen zu lassen und sich das vom weit entfernten

Ort zu holen, was er als Björn Hellmark benötigte.

Der Morgen war schon weit fortgeschritten. Björn hatte anfangs nicht damit gerechnet, so viel Zeit auf dem Rummelplatz zu verlieren. Er war – während sein Doppelkörper in Aigues Mortes und Chemin aktiv handelte – hier herumspaziert und hatte immer wieder einen Blick in den Wagen der Schaustellerfrau geworfen. Lili machte offenbar einen ausgedehnten Spaziergang.

Jetzt, nach den als Macabros erlebten Vorfällen, fing er jedoch an, sich Sorgen zu machen.

Warum blieb die Frau so lange weg?

Mit dem Schwert aus Philippes Haus kehrte Björn zunächst zur »Seejungfrau II« zurück. Sophokles lag in der Sonne. Pepe war weit und breit nicht zu sehen.

Aber darüber machte er sich keine Gedanken.

Pepe konnte den ganzen Tag wegbleiben. Abgesprochen war, daß er am Nachmittag gegen vier Uhr mit von der Partie sein sollte, wenn Carminia Brado und Rani Mahay eintrafen. Die Freunde wollten sich einen Kaffeenachmittag auf dem Dachgarten des großen Hotels Babylon machen, das aussah wie ein Turm und von dem aus man einen vortrefflichen Blick auf die Umgebung hatte.

Normalerweise hätte Björn Carminia abgesagt. Aber sie freute sich auf diesen Ausflug nach La Grande Motte und er wollte sie nicht enttäuschen.

Er wollte ihr auch nicht sagen, daß er bereits wieder mit beiden Ohren in einem Abenteuer steckte und ihm der Sinn nicht nach Kaffee und Kuchen stand.

*

Er ließ noch mal seinen Doppelkörper entstehen und tauchte im Kommissariat in Aigues Mortes auf.

Kommissar Verdon war bereits wieder zurück und schickte sich gerade an, sein Büro wieder zu verlassen, als ein gewisser Björn Hellmark sich anmelden ließ, der behauptete, ein Schwert gefunden zu haben, das vielleicht identisch mit der Mordwaffe sein könnte, welche die Polizei wie eine Stecknadel suchte.

Macabros war wie Hellmark, und Verdon merkte nichts davon, daß er einem Menschen gegenüberstand, der nicht aus Fleisch und Blut bestand, dessen Körper durch eine feinstoffliche Substanz gebildet wurde, mit der man im wahrsten Sinne des Wortes durch Wände gehen konnte.

Die Mordwaffe!

»Wo haben Sie das Schwert gefunden?« fragte Verdon.

Macabros erfand eine Geschichte. »Unter einer Palme am Strand«,

sagte er einfach. Es kam nicht darauf an, Verdon die ganzen Umstände zu erzählen. Für diesen Mann war wichtig, ob hier tatsächlich die Tatwaffe vorlag oder nicht.

Die routinemäßigen Fragen wurden gestellt, ein Protokoll angefertigt, und Macabros erklärte sich bereit, jederzeit zur Verfügung zu stehen, wenn irgendwelche Fragen in diesem Zusammenhang auftauchen sollten.

Das Schwert wurde sofort zur Untersuchung weitergegeben.

Verdon musterte den sympathischen Besucher, der ihm gegenübersaß. »Ich habe Sie heute doch irgendwo schon mal gesehen«, murmelte er, sein Gedächtnis durchforstend, wo das gewesen sein könnte. Er merkte, daß er kaum geschlafen hatte. Sein Hirn ließ ihn im Stich.

»Schon möglich, Kommissar.« Macabros lächelte. »Ich glaube, wir hatten vor etwa anderthalb Stunden die gleiche Idee. Wir wollten beide etwas über ein Amulett herausfinden.«

Verdons Augen wurden zu schmalen Schlitzen. »Richtig! Die Verkäuferin hatte noch von Ihnen gesprochen.«

»Na, wunderbar. Wenn ich einen solchen Eindruck bei ihr hinterlassen habe, daß sie sich auf Anhieb an mich erinnert, dann darf ich vielleicht demnächst auch mal nach Geschäftschluß kommen.«

Verdon grinste nur flüchtig. »Sie sind unmittelbar vor meiner Ankunft aus dem Geschäft gegangen. Aber sie waren ungewöhnlich schnell verschwunden.«

»Wenn ich mal im Laufen bin, dann hält mich nichts mehr, Kommissar. Aber Spaß beiseite: Ich hatte es eilig. Wegen des Schwertes.«

»Ja, wußten Sie denn…?« Verdon begriff gar nichts mehr. Das Gespräch entwickelte sich in einer Richtung, die offenbar von seinem Besucher bewußt angesteuert wurde.

»Nein, ich hatte nur eine Information. Genau wie Sie. Und der bin ich nachgegangen. Ich wollte von Monsieur Philippe Maison wissen, wie er zu dem Amulett gekommen ist.«

Verdon klappten die Mundwinkel herunter. »Aber Maison wohnt in Chemin! Sie waren schon dort?«

»Ich sagte: wenn ich mal im Laufen bin, hält mich nichts mehr.«

»Sie werden mir langsam unheimlich, Monsieur. Ihre Geschwindigkeit grenzt an Hexerei. Einmal sind Sie hier, dann wieder dort. Arbeiten Sie als Reporter für eine Zeitung, weil Sie sich so sehr für den Vorfall interessieren?«

»Ich arbeite für mich. Bereits gestern abend hielt ich mich am Tatort auf. Ich befand mich unter den Neugierigen. Die Sache mit Monsieur Bollon gab mir zu denken. Ich glaube, es geht hier nicht um einen gewöhnlichen Mordfall.«

»Wem sagen Sie das«, entfuhr es Verdon. Er bereute seine Reaktion sofort wieder. Wie kam er eigentlich dazu, sich mit einem Fremden so eingehend über die Probleme zu unterhalten, die eigentlich nur ihn und seine Dienststelle etwas angingen?

War es die gewinnende, menschliche Art, die seinen Besucher auszeichnete, daß man sich einfach veranlaßt fühlte, frei von der Leber weg zu erzählen?

Es war, als hätte sein Gegenüber seine Gedanken erraten.

Macabros sagte: »Der Vorschlag mag Ihnen merkwürdig vorkommen, aber ich möchte ihn dennoch machen! Lassen Sie uns zusammenarbeiten! Gehen Sie von dem Gedanken aus, daß ich diesen kriminalistischen Sonderfall studiere! Sagen wir's mal so: Lassen Sie mich wissen, wie das Untersuchungsergebnis über das Schwert ausfällt! Es ist sehr wichtig für mich zu wissen, ob es sich um einen einzelnen Täter handelt, oder ob vielleicht mehrere, ähnlich geartete herumlaufen.«

Verdon schluckte. »Einen solchen Vorschlag hat mir noch keiner gemacht. Was für eine Gegenleistung würden Sie erbringen, ginge ich – nur mal angenommen – auf Ihre Idee ein?«

»Ich wäre Ihnen behilflich, den oder die Täter zu vernichten.«

»Ver… nichten?« Verdon schluckte zweimal.

»Es sind keine Menschen! Ich habe den Beweis! Sie kommen nicht von dieser Welt. Ich glaube, es ist besser, Ihnen reinen Wein einzuschenken und die Wahrheit zu sagen, wie ich an das Schwert gekommen bin und wer es getragen hat.«

Macabros erzählte seine Geschichte. Knapp und präzise. Ohne Ausschmückung.

Verdon riß die Augen auf.

»Verrückt!« entfuhr es ihm. Die Begegnung mit diesem ungewöhnlichen Mann sollte eine Erinnerung für sein ganzes Leben sein.

*

Das Telefon schlug an und unterbrach die gerade in Gang gekommene Diskussion, die sich den Ausführungen anschloß.

Verdon hob ab und meldete sich. Das ungläubige Erstaunen in seinem Gesicht verstärkte sich noch, als er die Nachricht entgegennahm.

»Sie ist tot? Sie liegt am Strand, rund drei Kilometer von La Grande Motte entfernt? Ich komme sofort!«

Er legte auf. Wie ein Bleigewicht lag seine Rechte auf dem Hörer.

»Man hat die – Schaustellerfrau gefunden?« brach Macabros das eingetretene Schweigen und sprach seine Kombinationen laut aus.

Verdon nickte. »Entweder Sie können hellsehen oder Sie haben sie selbst umgebracht! Irgendwie paßt nun alles nicht mehr zusammen.« Er kam um den Schreibtisch herum. Ein kurzer Blick in die Augen des Mannes, der sich ebenfalls erhob. »Kommen Sie mit mir! Wahrscheinlich bin ich auch schon verrückt, aber ich kann mir nicht helfen: Sie gefallen mir!«

*

Routinearbeit am Tatort.

Verdon war zerstreut und nicht ganz bei der Sache. Seine Kollegen schrieben das der schlaflosen Nacht zu. Der Kommissar war reif fürs Bett.

Aber nicht die schlaflose Nacht war an Verdons Zustand schuld.

Alles, was Macabros ihm erzählt hatte, schien zu stimmen. Sein seltsamer Gast konnte tatsächlich an zwei Orten zur gleichen Zeit sein.

Verdon war mit seinem Besucher bis an die Tür seines Büros gegangen. Dort hatte Macabros sich verabschiedet – und war einfach verschwunden.

Kommissar Verdon fuhr wie der Teufel nach La Grande Motte. Auf der asphaltierten Schnellstraße war er gut vorangekommen.

Kein Wagen hatte ihn überholt, keiner war ihm vorausgefahren. Verdon traf Hellmark wieder am Tatort.

Ein geheimnisvoller und unverständlicher Mord!

Nur Hellmark hatte eine logische Erklärung dafür. Lili mußte sterben, weil sie richtig beobachtet hatte.

*

Sie machten ernste, nachdenkliche Gesichter, als sie ins Krankenhaus kamen.

»Madame Munuel ist vor wenigen Minuten zum ersten Mal zu sich gekommen«, erfuhren sie vom Arzt. »Wir sind darüber sehr glücklich. Ich möchte nicht voreilig sein, aber die Wahrscheinlichkeit, daß wir sie durchbringen, ist sehr groß.«

Alain Munuel atmete tief durch. »Darüber sind wir alle sehr glücklich.«

Genevieve Munuel lag in einem Einzelzimmer.

Der Arzt blieb vor der Tür stehen und wandte sich an die Besucher: »Gestatten Sie mir eine Bitte: es wäre vielleicht angebracht, wenn Sie einzeln, höchstens zu zweien in das Krankenzimmer gingen. Madame Munuel ist noch sehr schwach. Ich möchte sie nicht unnötig aufregen. Gehen Sie hinein und dehnen Sie Ihren Besuch nicht über zehn Minuten aus! Das könnte schon zuviel sein. Morgen ist das

möglicherweise schon einfacher. Bitte, haben Sie Verständnis für diese Maßnahme.«

Sie nickten. »Aber selbstverständlich, Doktor. Wir möchten auch, daß Mutter so schnell wie möglich wieder gesund wird«, bemerkte Pascal Tosette.

Sie einigten sich, wer zuerst hineinging.

Es waren Alain und seine Schwester. Den eigenen Kindern stand der erste Krankenbesuch zu.

Bleich und mit eingefallenen Wangen lag Genevieve Munuel in den Kissen.

Kaum hob sich ihr Gesicht vom Bettzeug ab.

Sie hielt die Augen geschlossen.

Alain Munuel und Nicole Tosette näherten sich dem Bett.

Genevieve war gealtert. Sie erschraken.

»Mutter«, sagte Nicole Tosette leise und berührte kaum merklich die blasse, auf der Decke liegende Hand.

Die Sonnenrollos waren herabgelassen. Kühl und angenehm war es in dem vollklimatisierten Raum.

Genevieve Munuels Augenlider zuckten. »Kinder?« fragte sie matt. »Es tut mir leid – ich glaube, ich schaff's noch mal. Vielleicht ein andermal.«

Die beiden wechselten einen schnellen Blick.

»Was redest du denn da, Mutter?« Nicole Tosette streichelte die Hand.

»Die Wahrheit, wie ich vermute.«

»Unsinn!«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über die blutleeren Lippen der Verletzten.

»Mein Sohn und meine Tochter... ihr könnt mir nichts vormachen... ich weiß Bescheid! Geahnt habe ich immer etwas... aber nun weiß ich es!«

»Ja, glaubst du denn, daß wir etwas mit der Sache zu tun haben?« entfuhr es Alain Munuel.

»Ich weiß nicht, möglich ist alles.«

»Therese – wurde ermordet, der Mörder hatte es auch auf dich abgesehen. Wir haben erst heute morgen davon erfahren und sind sofort hierhergekommen.«

Nicole Tosette sprach sehr leise und ruhig.

»Ist dein... sauberer Herr Gemahl... der Gelehrte Pascal... auch da?«

»Warum fragst du so komisch, Mutter?«

Was war nur los? Alain Munuel und seine Schwester fühlten sich unwohl. Ahnte sie was? Hatte sie das Zweite Gesicht? Oder kombinierte sie. Ihr Verhältnis war gespannt. Seit eh und je. Das aber

war kein Grund, jemand zu ermorden.

»Ich wollte ihn gern sprechen… auch deine Frau, Alain… sie ist doch auch einweiht, nicht wahr?«

Die Augen der Verletzten waren halb geöffnet.

»Der Arzt hat gesagt…«, begann Nicole Tosette, aber Madame fiel ihr schwach ins Wort.

»Ich kann es mir denken… aber warum soviel Rücksichtnahme? Je schneller es geht, desto besser für euch, lautete nicht so die Devise?«

»Mutter, wenn das jemand hört!« Nicole wurde kreidebleich.

»Es sollen… ruhig alle hören! Holt Pascal herein… und auch deine Frau… Alain.«

»Sie ist da. Wir haben sie fernmündlich verständigt.«

»Und sie ist gekommen… trotz des Kongresses…« Ein leises Zucken umspielte die Mundwinkel. »Ihr wollt erben! Ihr sollt erben! Aber ihr werdet warten! Ich mach's euch nicht leicht. Wer kam eigentlich zuerst auf die Idee. Alain, du – oder Pascal… hat sein Gelehrtenkopf den Plan… ausgeheckt? Für verrückt erklären lassen, wolltet ihr mich?«

»Aber, Mutter… woher…« Alain Munuel zuckte zusammen. Er hatte ein Wort zuviel gesagt.

»Woher ich das weiß? Alain, mein Sohn… mein gefühlloser, egoistischer, eigensinniger Sohn! Du bist wie dein Vater… Er wollte alles haben… aber er hatte dir eins voraus… er ging dabei nicht über Leichen. Holt Pascal herein! Den Arzt auch… und die Schwester.«

»Aber Mutter!« Nicole Tosette biß sich auf die Lippen. »Es geht dir nicht gut. Wir wollten nur kurz nach dir sehen. Wir kommen morgen wieder.«

»Nein, ihr bleibt! Ich will euch sagen, woher ich es weiß… der Detektiv… Pascal hatte ihn auf mich angesetzt… der Mann kam mit mir ins Gespräch… ein netter Kerl, übrigens… er konnte mir nicht widerstehen… ich bin eben doch noch eine attraktive Frau.«

»Du hast…?«

»Ja, ich habe. Als frische Witwe! Wir haben alle unseren Tick, jeder auf seine Weise…« Sie schloß die Augen wieder. »Und nun holt sie!«

Genevieve Munuel ließ sich nicht abbringen von ihrem Vorhaben. Ihr Sohn und ihre Tochter wollten sich weigern.

»Das nützt euch nichts… dann werde ich es hinausschreien in alle Welt!«

»Sie ist verrückt, sie ist total verrückt«, zischte Nicole Tosette. Sie faßte ihren Bruder am Arm, der zur Tür gehen und Bescheid sagen wollte. »Laß! Ich mach' das schon.«

Sie ging. Wie Genevieve es befahl, mußten Arzt und Schwester mitkommen. Sie fand nicht die Gelegenheit, ihrem Mann einen Wink

zu geben. Er sprach gerade mit dem Arzt. Aber er sah ihren Blick.

»Ist etwas?« fragte er ahnungslos.

»Mutter… sie redet so komisch daher.«

Gleich darauf waren alle versammelt.

»Ich mach's kurz, Doktor. Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir.« Ihre Stimme klang sehr leise, und sie fragten sich alle, woher diese Frau, die soviel Blut verloren hatte, die Kraft nahm. »Sie und die Schwester, Sie sind die einzigen… sie wollten mich für verrückt erklären lassen, weil ich das Geld mit vollen Händen zum Fenster rausgeworfen habe… vielleicht bin ich verrückt… und ihr braucht gar nicht mehr nachzuhelfen… ich will euch eine Geschichte erzählen.«

Sie mußte eine Pause einlegen. Kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn, und die Schwester tupfte ihn ab.

»Sie dürfen nicht soviel reden«, ermahnte der Arzt. Man sah ihm an, daß auch er wenig mit dieser veränderten Situation anzufangen wußte.

»Kann es sein, daß sie fiebert?« fragte Pascal Tosette leise.

»Ja, das geht manchmal sehr schnell…«

Er unterbrach sich, denn Genevieve Munuel machte wieder auf sich aufmerksam.

»Ich habe den Mörder gesehen… ich weiß, wie er aussieht! Das werde ich auch der Polizei erzählen… genau wie euch… ein Skelett stand auf der Treppe zu Bertrands Zimmer… es hielt ein Schwert in der Hand… es sah fürchterlich aus… dann spürte ich, wie die Schneide in meinen Leib drang… ich wurde von einem Skelett niedergestochen! Das werde ich erzählen… und eure Absicht, auf unlautere Weise an mein Geld zu kommen… werde ich dem Kommissar auch mitteilen…«

*

Als sie das Krankenhaus verließen, hatten sie das Gefühl, unbekleidet zu sein. Tausend Blicke fühlten sie auf sich kleben.

»Ich weiß gar nicht, was ihr wollt«, sagte Pascal Tosette. Er klemmte sich hinter das Steuer. »Etwas Besseres hätte uns gar nicht passieren können. Ein Skelett begegnet ihr im Haus – das gleiche, das ihren eigenen Worten nach schon auf dem Friedhof auf sie lauerte. Habt ihr das Gesicht des Arztes und der Schwester beobachtet? Die sahen aus, als hätten sie in eine saure Zitrone gebissen. Laßt Genevieve nur machen! Sie redet sich von ganz allein ins Irrenhaus… Wir brauchen praktisch gar nichts mehr zu tun. Sie hat 'nen Knacks…«

*

Pascal Tosette konnte seine prächtige Stimmung nur mit Mühe verbergen. Am liebsten wäre er in das nächstbeste Hotel oder Café gefahren und hätte mit seinen Verwandten etwas getrunken.

Aber sie unterließen es.

Sie gingen zum Kommissariat, das mit der Aufklärung des Überfalls befaßt war. Dort erhielten sie die Erlaubnis, in das Gutsgebäude zu gehen und sich aufzuhalten. Außer dem Arbeitszimmer ihres toten Vaters war kein weiterer Raum versiegelt worden. Hier waren die polizeilichen Ermittlungen noch nicht abgeschlossen.

Im Gutshaus besprachen sie alles weitere, aßen und tranken. Pascal Tosette lachte, daß es durch das ganze Haus schallte und sich anhörte, als stecke der leibhaftige Teufel in ihm.

»Wir sind in einem Geisterhaus, Leute!« brüllte er, und sie kannten ihn nicht wieder. Soviel Temperament entwickelte er nicht mal am 14. Juli, dem Nationalfeiertag der Franzosen. »Skelette kommen die Treppe herunter, Stöhnen und Zähneklappern erfüllt das Haus und…«

Er unterbrach sich selbst, und sie hörten es alle.

Schritte! Ein Knistern, das durch die Wände lief. Grauen packte sie.

Irritiert und erschrocken sahen sie sich an.

»Vielleicht hatte Mutter doch recht«, wisperte Nicole. »Denk' an das Amulett! In diesem Haus ging seit eh und je etwas vor. Uns allen war es unheimlich, wieso Vater plötzlich diesen Erfolg hatte, wieso wir nach der engen, schmutzigen Dachwohnung in Paris plötzlich ein solches Haus unser eigen nennen konnten. Vater hat sich mit Hexerei beschäftigt!«

Pascal stieg die Treppen empor.

Die drei anderen folgten ihm wortlos.

Sie gingen bis zur Tür des Arbeitszimmers, das verschlossen und mit polizeilichem Siegel verklebt war.

Dahinter kamen die Geräusche her…

*

Sie sahen sich an, und keiner wagte es, ein Wort zu sagen.

Es raschelte und knisterte.

Nicole Tosette riß die Augen auf.

Die Wand vor ihr!

»Pascal!« stöhnte seine Frau.

Risse zeigten sich, der Verputz bröckelte ab, und ein höllisches, gehässiges Kichern und Schmatzen drang aus allen Ritzen und Spalten.

Nicole Tosette war die erste, die davonlief, die Treppe nach unten stürzte und auf die Tür zu.

Nur raus aus diesem Haus, ehe sie wahnsinnig wurde, dachte sie und erstarrte.

Die Klinke ließ sich nicht drücken, die Tür nicht öffnen. Sie saß in der Wand wie eingemauert!

*

Die Leute wurden aufmerksam auf die Gruppe, die sich dem Turm Babylon näherte.

Menschen blieben stehen und blickten ihnen nach. Wo Rani Mahay, der Koloß von Bhutan und seine prächtige Tigerkatze Chitra auftauchten, da blieben die Leute stehen.

Das Tier war handzahm. Es gehorchte dem muskulösen Mann mit der bronzefarbenen Haut aufs Wort.

Björn strahlte und hakte Carminia, die charmante Brasilianerin unter. In der Nähe dieser schönen Frau fühlte er sich wohl. Carminia war eine Perle, um die man ihn beneidete.

»Sie bestaunen dein schickes Kleid«, freute Björn sich.

Der Inder grunzte. »Meinst du, daß wegen dieser paar Fäden die Leute Schlange stehen? Langbeinige, schlanke Mädchen gibt's hier jede Menge. Aber Tigerkatzen, die sieht man nur im indischen Dschungel oder im Zirkus.«

Die Gäste an den Tischen unten vor dem Kaffee vergaßen das Kauen.

Manche verschluckten sich.

Das Paar, der Mann mit dem Tiger und ein schlaksiger Bursche mit lockigem Haar – Sophokles – betraten das Café.

Sie gingen zum Aufzug.

Dem Liftboy fielen fast die Augen aus dem Kopf.

»In den zehnten Stock«, bat Hellmark. »Wir hatten für vier einen Platz auf der Dachterrasse bestellt.«

»Der Tiger… auch?«

»Ja. Wir gehören alle zusammen. Mein Freund geht ohne seine Hauskatze nicht aus.«

»Aber in den Aufzug?«

Rani nickte. »Das macht ihr nichts aus. Sie ist schwindelfrei.«

*

Viele neugierige Blicke wanderten auch über die Terrasse.

Björn saß mit seinen Freunden an einem Tisch direkt neben der Brüstung.

Der Wind in dieser luftigen Höhe war erfrischend und angenehm.

Hellmark blickte auf das bunte Leben unten. Die Karussells drehten sich wieder, Musikfetzen wehten herauf, das Lachen der Menschen hörte man. Zum letzten Mal war heute Rummel. Morgen wurden die

Stände und Karussells abgebaut.

»Wo nur Pepe bleibt«, wunderte er sich.

Auf den Jungen war Verlaß. Er wußte, daß um vier Uhr großes Kaffeetrinken war.

Der Wind wurde kühler. Der Himmel bewölkte sich vom Meer her.

Björn ließ seine Blicke kreisen. Einige Besucher des Dachgartencafés winkten den Serviermädchen, die in ihren Bikinis als Augenweide und männlicher Kundenfang vom Geschäftsführer eingesetzt wurden.

Carminia verfolgte Björns Blicke. Sie räusperte sich recht auffällig, lehnte sich zurück und zog das durchsichtige Oberteil ihres Kleides straff nach unten. Aber das war so kurz, daß es nicht mal den Nabel bedeckte. »Ich glaube, du brauchst gar nicht so weit in die Ferne zu schweifen, Wüstling. Ich weiß, was in deinem Kopf vorgeht. Aber was du da vorn siehst, kannst du hier greifen!«

Mit diesen Worten rückte sie demonstrativ näher und kam mit dem Stuhl so dicht neben Hellmark, daß ihre nackten braunen Schenkel sein Knie berührten.

»Du hast ihn da vorn gesehen?« verdrehte Björn die Worte der Südamerikanerin. »Du hast Pepe gesehen?« Er drehte sich nach allen Seiten um. »Wo, Schoko? Ich kann ihn greifen, hast du gesagt.«

Sie nahm seine Rechte und legte sie auf ihr Knie. »Ich glaube, daß du mit diesen Beinen zufrieden sein kannst. Mhm?«

Er senkte den Kopf. Samtartig schimmerte ihre braune, makellose Haut. »Doch, ja. Im Moment habe ich nichts auszusetzen.« Er grinste breit. Carminia fand, daß er sich manchmal benahm wie ein großer Junge, aber gerade deswegen mochte sie ihn, seine Natürlichkeit, sein Charme, sein gewinnendes, heiteres Wesen.

Er wollte etwas sagen. Da hörte er den Schrei.

»Susette!«

Köpfe flogen herum. Wie gebannt starrte Björn auf ein kleines Mädchen, das er von gestern abend her noch gut in Erinnerung hatte.

Susette Lerue! Sie stand auf der Brüstung. Vor ihr gähnte der Abgrund.

Im gleichen Augenblick fegte die Windbö wie ein böser Atem über die Dachterrasse. Sonnenschirme flogen um, Servietten flatterten durch die Luft, Menschen schrien erschrocken auf.

Das Mädchen!

Bei diesem Windstoß würde Susette wie ein welkes Blatt in die Tiefe geweht werden. Aber Susette schien den Teufel im Leib zu haben und immer im ungeeignetsten Moment etwas anzustellen.

Viele hundert Menschen waren hier oben versammelt – und niemand hatte gesehen, daß das Kind, verdeckt hinter einem riesigen Sonnenschirm, auf die Brüstung der Dachterrasse kletterte.

Ein Mann sprang auf. Aber er war zu langsam.

Björn spritzte empor. Auch er würde den Weg bis da vorn nicht mehr schaffen.

Der Wind! Das Kind verlor das Gleichgewicht. Ein vielstimmiger Aufschrei…

Macabros!

Alles in Björn Hellmark spannte sich. Ein Körper schoß wie eine Rakete über die Brüstung, als Susette bereits nach vorn kippte.

Er erwischte das Kind am Arm. Der Träger des luftigen Sommerkleides riß durch. Susette schrie, als es einen Ruck gab.

Macabros lag mit der Hälfte seines Körpers über der Brüstung.

Ein Mann in der Nähe sprang auf ihn zu und griff geistesgegenwärtig nach seinen Beinen, weil er befürchten mußte, daß der beherzte Retter im letzten Augenblick das Gleichgewicht verlor und mit dem Kind in die Tiefe stürzte.

Sicher zog Macabros das Kind über die Brüstung und bedankte sich bei dem Fremden, der ihn unterstützt hatte.

Daniele Lerue tauchte vor ihm auf und prallte zurück, als sie ihn erkannte. »Sie?« wisperte sie. »Schon wieder?«

Verwirrung.

Eine neue Windbö. Pechschwarz war der Himmel, als würde die Sonne verlöschen. Tische und Stühle und Sonnenschirme flogen durcheinander. Alles rannte, lief auf die Treppenausgänge und den Lift zu.

Der Himmel öffnete seine Schleusen.

Aber kein Tropfen regnete herab. Was nach unten kam, war das personifizierte Grauen!

*

Reiter kamen aus dem Wolkenmeer.

Skelettierte Pferde, skelettierte Reiter mit Schwertern in der Hand jagten auf die entsetzt fliehenden Menschen zu, die nach allen Seiten auseinanderspritzten.

Die Hölle schien ihre Tore zu öffnen.

Schreie mischten sich mit dem Dröhnen der Hufe, die keinen Boden berührten und dem hohlklingenden Geräusch morscher Knochen.

Niemand wußte, was geschah. Die Bilder waren zu ungeheuerlich, als daß der menschliche Verstand sie begriffen hätte. Jeder jedoch versuchte dem Grauen zu entkommen.

Schreckliches geschah.

Eine ältere Frau wurde durch ein Skelettpferd über die Brüstung gedrängt und stürzte in die Tiefe. Menschen stießen sich in ihrer Angst

gegenseitig um. Eines der Bikinimädchen, die eben noch bedienten, stürzte. Das Tablett mit Gläsern, Eistorte und Kuchen flog durch die Luft. Ein Geisterreiter sprang gegen einen Sonnenschirm. Der kippte um, und die Serviererin wurde darunter begraben.

Panik!

Alles rannte, stieß, schubste und schrie.

Jeder wollte sich in Sicherheit bringen. Die Verwirrung war perfekt.

In der allgemeinen Verwirrung behielten nur zwei Menschen die Fassung. Genaugenommen drei: Björn Hellmark, Rani Mahay – und Macabros.

Dieser Angriff galt ihm, Hellmark! Wie im Sturm kamen sie von allen Seiten heran. Ein Heer von Geisterreitern! Der Himmel war voll von ihnen.

Der plötzliche Angriff kam auch für Björn überraschend, und er kam nicht mehr dazu, die Hand in die Tasche zu senken und die geheimnisvolle Dämonenmaske herauszuziehen, die ihm schon so vortreffliche Dienste geleistet hatte.

Er wurde sofort gefordert.

Als Macabros mußte er sich um Susette und Daniele Lerue kümmern, die direkt in Mitleidenschaft gezogen wurden, da der Angriff der Geisterreiter sich auf ihn konzentrierte.

Sie hatten den besten Moment abgewartet. Ihm waren die Hände gebunden.

Als Macabros war er praktisch auf Eis gelegt.

Mit seinem Originalkörper, der in diesen schrecklichen Sekunden nur rund fünfzig Meter von Macabros entfernt stand, mußte er sich des ersten Angreifers erwehren, der direkt auf ihn zujagte.

Hellmark erkannte die tödliche Gefahr. Das Schwert des Geisterhaften wischte durch die Luft. Alles ging blitzschnell.

Björn ließ sich einfach fallen. Dabei riß er Carminia mit und stieß mit der anderen Hand gleichzeitig den Tisch um. Der kippte auf die Seite. Die metallene Tischplatte wurde zu einem Abwehrschild.

Es knirschte häßlich, und Funken sprühten, als das Schwert gegen die Platte knallte und eine tiefe Kerbe hinterließ.

Mahays Tigerkatze schnellte wie ein gestreifter Pfeil durch die Luft.

Mit wildem Fauchen sprang Chitra das Knochenpferd des Angreifers an. Wild bäumte sich der skelettierte Gaul auf. Chitras Gebiß bohrte sich in den knöchernen Hals. Es klang hohl, knirschte und splitterte.

Das Pferd wieherte gräßlich, stieg mit den Hufen empor und stand senkrecht. Der Skelettreiter wurde emporgewirbelt. Er verlor den Halt, rutschte über den blanken Knochenrücken und landete auf dem

Nachbartisch.

Björn sah, wie Mahay durch die Luft schnellte und einen Tisch emporriß, als hätte der überhaupt kein Gewicht und benutzte ihn als Schlagwaffe. Er drehte sich wie ein Windmühlenflügel.

Neben ihnen starben Menschen. Ein Schwert flog wie ein Speer durch die Luft und bohrte sich in Mahays rechtes Schultergelenk.

Der Mann aus Bhutan zuckte zusammen, sein Gesicht verzog sich schmerzhaft.

Das Heer der Reiter flutete wie eine Wolkenbank über sie hinweg und baute sich drohend um sie herum auf.

Die Menschen fielen um wie die Mücken. In dem allgemeinen Durcheinander wußte niemand mehr, wohin er sich wenden sollte.

Der Angriff dauerte nur zwanzig Sekunden. In diesen zwanzig Sekunden wurde das gesamte Dachcafé verwüstet, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Die Reiter waren gekommen, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Der plötzliche Angriff war wie ein Signal, das erst den Auftakt einleitete.

Jeder war auf seine Weise in irgendeine Kampfhandlung verwickelt. Wer sich nicht bewegte und wehrte, der war tot, bewußtlos oder verletzt.

Die Horden waren einfach wild in diese friedliche Welt eingedrungen. Horden, wie sie einst Dschingis Khan befehligt haben mochte.

Vielleicht waren es seine Reiterheere, die er hier erneut befehligte, die im Mittelalter brandschatzten, mordeten und quälten und die in ihrem jenseitigen, verfluchten Leben zu gleichen Taten verdammt waren?

Macabros konnte Susette und Daniele Lerue vorm sicheren Tod bewahren.

Hellmark riß die junge Mutter an sich, und im gleichen Augenblick versetzte ein konzentrierter Gedanke Hellmarks seinen Doppelkörper. Macabros erstand neu unten vor dem Hochhaus, das man den Turm Babylon nannte.

Susette und ihre Mutter verschwanden einfach mitten aus dem Geschehen.

Sie standen plötzlich vor dem Eingang des Hochhauscafés.

Macabros verschwand, da Hellmark im gleichen Augenblick die Gelegenheit erhielt, die Maske anzulegen. Damit veränderte sich auch Macabros’ Aussehen, und Björn wollte nach Möglichkeit verhindern, daß die Nerven dieser arg strapazierten Mutter noch weiter belastet würden.

Der Wind heulte.

Eine Bö zerriß die schwarzen Wolken über dem Dachgarten.

Das Heer der Geister löste sich auf wie ein Nebelfeld unter der Einwirkung der Sonne.

Und auch die brach hervor. Breitgefächerte, helle Strahlen drangen aus den zerfließenden Wolken und tauchten das Schlachtfeld, das vom Angriff der Geisterreiter übriggeblieben war, in warmes Licht, das nicht so recht in diese verwüstete Dachgartenlandschaft paßte.

Björn nahm die Maske wieder vom Gesicht. Seine Gegner existierten nicht mehr. Sie hatten sich zurückgezogen, noch ehe er die Dämonenmaske unmittelbar wirken ließ.

Formierten sie sich neu?

Hellmark erhob sich schwankend und war Carminia behilflich, deren zweiteiliges, superkurzes Strandkleid zerrissen war. Die schmalen Streifen und Fetzen bedeckten nur noch einen Bruchteil ihrer hauchdünnen Unterwäsche.

Mahay richtete sich prustend auf. Chitra stand knurrend fünf Meter entfernt. Ihre Raubtieraugen flackerten. Das Tier war völlig durcheinander. Es sah die kriechenden, stöhnenden Menschen, war aufgepeitscht, und über Mahays Lippen kam ein scharfer Zuruf.

Die Tigerin reagierte nicht. Fauchend streifte sie umher, und ängstliche Naturen wurden in neue Schrecken versetzt.

Der Koloß von Bhutan torkelte zwischen umgekippten Stühlen, Tischen und Sonnenschirmen auf die Raubkatze zu, deren Jagdtrieb erwacht war und die zur Gefahr für die Menschen wurde.

Mahay bewies, daß er zu Recht der Mann mit dem ungeheuren Willen war, der wilde Tiere bezwang.

Ein scharfer Zuruf erfolgte aus allernächster Nähe. Das Tier warf den Kopf herum. Die Blicke des Menschen und der Raubkatze begegneten sich.

Die Gefahr war gebannt. Mahays Wille hatte gesiegt.

*

Blasse, entsetzte Gesichter waren überall zu sehen.

Menschen fragten sich, ob es die apokalyptischen Reiter gewesen seien, ob das Ende der Erde nahte?

War das alles Wirklichkeit gewesen?

Die Bilder sprachen für sich: Tote und Verletzte.

So gut es ging, leistete Erste Hilfe, wer mit dem Schrecken davongekommen war. Dazu gehörten Björn Hellmark und Carminia. Sophokles hatte es selbst erwischt. Er war von einem Pferdehuf an der Stirn getroffen worden und lag bewußtlos neben der Betonbrüstung.

Sämtliche Blumentöpfe auf der Galerie, die rings um die Brüstung lief, waren zertreten. Einige auch wurden beim Sturm der Geisterreiter in die Tiefe gestoßen, und auch unten gab es Verletzte, die von den

Blumentöpfen und Schalen getroffen worden waren.

Mahay machte nicht viel Aufhebens um seine blutende Wunde, die Carminia verband. Sie riß einen großen Streifen aus dem Hemd des Inders und machte daraus einen Verband. Der Streifen kostete bei Ranis breitem Rücken die Hälfte des Hemdes. Die andere Hälfte wurde benutzt, um anderen Verletzten Verbände anzulegen.

Sirenengeheul ertönte. Blitzende Blaulichter von Polizei- und Krankenfahrzeugen tauchten auf.

Hilfe kam.

Was sich den Augen der Helfer bot, übertraf all deren Erwartungen. Sie hatten davon gehört, daß ein orkanartiger Windstoß über das Dachgartencafé gefahren sei.

In ersten Meldungen war von Donnergetöse und Blitzen die Rede gewesen. Die meisten aber behaupteten, ein Heer von Reitern gesehen zu haben.

Die Berichte, die ihnen nun zu Ohren kamen, weckten in den meisten das Gefühl, daß alle, die hier übriggeblieben waren, dringend in die Behandlung eines Psychiaters mußten.

Geisterreiter! Pferde und Berittene aus Knochen! Lebende Skelette, die aus den grauen Wolken herabgekommen seien…

Die Angst und die Panik hatte den Verstand der Menschen verwirrt. Das konnte man verstehen. Auf dem kleinen Dach waren Hunderte zusammengepfercht, und es gab keine Möglichkeit zu entkommen.

Unter den Polizei- und Hilfskräften befand sich auch wieder mal Kommissar Verdon. Er hörte sich die haarsträubenden Geschichten ebenso an wie seine Begleiter. Schließlich wandte er sich an Björn Hellmark, der mithalf, die Toten zu bergen und die Verletzten zu versorgen. Hier wurde jede Hand gebraucht.

»Was ist Wahres daran, Monsieur Hellmark?«

»Ich kann dem nichts hinzufügen, Kommissar. Was Sie gehört haben, entspricht der Wahrheit, es tut nicht not, daß auch einer nur auf die Idee gekommen wäre zu übertreiben. Die Wahrheit kann man nicht übertreffen. Es ist so, wie ich Ihnen gesagt habe: etwas geht um uns herum vor, und wir sind nicht in der Lage, die Zeichen richtig zu deuten. Es geschehen Dinge, die scheinbar in jeden kriminalistischen Schubkasten passen. Ein Mord, ein Überfall, noch ein Mord. Es kommt zur Eskalation. Plötzlich sind sie da. Zu Hunderten. Und sie fallen über diese Welt her wie ein Heuschreckenschwarm über ein blühendes Feld.

Und doch ist dies erst der Anfang! Blitzschnell tauchten sie auf, und ebenso schnell zogen sie sich zurück. So, als probten sie den Angriff. Ich wage nicht darüber nachzudenken, was sich noch weiter daraus entwickeln kann. Mordende Geistertruppen in den Gassen.

Menschen sterben. Sinnlos… Sie werden niedergemetzelt, und man meint, wieder im Mittelalter zu leben, als feindliche Soldaten ins Land einfielen, mordeten, vergewaltigten und Häuser zerstörten. Mit den heutigen Mitteln könnte man etwas gegen wildernde Horden tun, aber sie sind nicht wirklich greifbar, sie sind wie Schatten, wie Luft!«

»Hören Sie auf«, kam es dumpf über Verdons Lippen. Der Kommissar wischte sich über seine schweißnasse Stirn. »Sie machen mir Angst.« Das Zukunftsbild, das Björn Hellmark entwarf, erfüllte ihn mit Grauen. Er schüttelte den Kopf, als wolle er damit die starken Bilder, die sich ihm bei Hellmarks Schilderungen aufdrängten, loswerden. »Ich kann es nicht glauben, ich kann es trotz allem nicht glauben!«

*

Eine Stunde verging.

Die Verletzten kamen in die Krankenhäuser. Neue Hilfskräfte trafen ein. Leichenwagen fuhren davon. Zinksärge wurden nach unten geschafft. Ein Bild des Grauens in dieser bunten, lebenserfüllten Umgebung, in die Menschen gekommen waren, um Vergnügen und Erholung zu finden!

»Wo nur Pepe bleibt«, hörte Björn Carminias Stimme neben sich. Die Brasilianerin sah abgekämpft und müde aus. Sie hatte sich noch keine Minute Ruhe gegönnt.

Björn atmete tief durch. »Ich fange auch an, mir Sorgen um ihn zu machen.«

Pepe war pünktlich. Etwas mußte ihn aufgehalten haben und daran hindern, zu kommen.

Plötzlich pulste das Blut siedendheiß durch seinen Körper.

Jetzt fiel ihm etwas auf.

Hatte Pepe nicht am Strand Spazierengehen wollen? Sophokles hatte gesehen, daß der kleine Mexikaner sich links von den Anlegeplätzen entfernte.

Links! Das war die Richtung, wo die tote Schaustellerin gefunden wurde!

Pepe war noch vor den ersten Spaziergängern dort gewesen. Nach Aussage des Arztes war Lili zum Zeitpunkt ihres Auffindens bereits mindestens eine Stunde tot gewesen.

Hatte Pepe den Weg der Toten gekreuzt? Anders noch: War er Zeuge des Mordes geworden?

Björn wurde plötzlich kreidebleich.

*

Er hielt den Atem an und starrte durch die Gitterstäbe.

In der Dunkelheit vor ihm war es still.

Der Knabe erkannte, daß die Geräusche nachgelassen hatten. Waren die Unheimlichen, die ihn entführt hatten, weggegangen?

Das war seine Chance!

Pepe überlegte trotz seines Alters sehr genau, was er riskieren konnte und was nicht. Der Zeitpunkt jedoch erschien ihm günstig. Es kam dem Jungen so vor, als seien die geheimnisvollen Geisterreiter anderweitig beschäftigt und ließen ihn links liegen.

Der Vierzehnjährige legte beide Hände an zwei Gitterstäbe. Ein kurzer, intensiver Gedanke folgte. Die rostigen Stangen verbogen sich unter seinen Fingern, als würde ein Titan sie zwingen.

Mit reiner Gedankenkraft brachte Pepe das zustande.

Das Eisen unter seinen Händen wurde warm und weich wie Butter. Der entstandene Zwischenraum reichte aus, um sich durchzuzwängen.

Die Wände waren kahl und grau und sahen aus wie Beton. Es war Beton und kein nackter Fels, wie er anfangs geglaubt hatte.

Pepe maß dieser Wahrnehmung Bedeutung bei. Björn hatte ihm einiges über diese südländische Landschaft erzählt, und er wußte, daß hier vor dreißig Jahren Krieg geherrscht hatte. Das Land, in dem Hellmark geboren wurde, hatte mit seinen Nachbarn Krieg geführt. Die versuchten sich zu schützen und hatten Bunker gebaut.

War das ein solcher Bunker an der Südküste?

Dann konnte er gar nicht so weit entfernt sein von der »Seejungfrau II«, von Sophokles, von La Grande Motte…

Seine Überlegungen gaben ihm neuen Auftrieb.

Lautlos bewegte er sich durch den Gang. Er mußte eine Stufe nach oben gehen. Eine Plattform. Aus der Betonwand ragte wie ein schmaler Altar ein Vorsprung. Alte Metallstreben ragten da heraus und stießen in die Wand. Sie waren fingerdick und verrostet.

Ein kleinerer Klotz stand davor. Wie ein Stuhl. Ein Klotz, der ebenfalls gemauert und betoniert war.

Schmal war der Gang, der vor ihm lag. Darin gab es zahllose Löcher, durch die verwaschenes Tageslicht fiel.

Pepe kletterte auf einen Vorsprung und starrte durch eines der Löcher. Er blickte aufs Meer hinaus.

Sich nur nicht lange hier aufhalten!

Er sprang nach unten. Sein Blick fiel auf den altarähnlichen Ansatz, auf dem es viele Löcher gab, als hätte hier vor langer Zeit mal ein schwerer Gegenstand gestanden. Vielleicht ein Geschütz? Eine Funkapparatur?

Auf dem grauen Stein lagen zwei münzgroße, runde Gegenstände. Den einen kannte er. Das war das Amulett, das er gestern abend auf dem Rummelplatz gefunden hatte. Er nahm beide in die Hand. Sie

sahen sich ähnlich. Bei dem anderen jedoch raste der hohle Draht nach links, und die Farbe auf dem Metall war dunkler.

Die Atmosphäre um ihn herum veränderte sich.

Sie wurde grau und verwaschen. Er hörte Geräusche, die intensiver wurden, je länger er auf die Amulette starrte.

Die gleiche Atmosphäre, die er wahrnahm, als man ihn entführte, die Atmosphäre, welche die Knochenreiter mitbrachten! Er riß seinen Blick mit Gewalt los von den Objekten.

Seine Umgebung veränderte sich wieder. Er sah die grauen Betonwände, das verwaschene Licht, das durch die Gucklöcher und den um die Ecke liegenden Eingang drang.

Pepe dachte: als sie mich fingen, haben sie mich sofort durchsucht. Sie wollten den seltsamen Gegenstand. Er war bedeutungsvoll!

Für sie? Für Björn?

Er steckte beide Amulette ein und lief um den Wandvorsprung.

Da prallte er zurück…

Vor dem Eingang, von grauem Dunst eingehüllt, stand ein Skelettreiter in voller Montur und lenkte sein großes Knochenpferd genau auf ihn…

*

Er war entdeckt!

Aber er hatte es nur mit einem Gegner zu tun. Das war seine Chance.

Pepe blieb wie vom Blitz gefällt stehen.

Der Reiter schwebte mehrere Zentimeter über dem Boden. Eine Spukerscheinung! Aber eine, die gefährlich werden konnte.

Man wollte ihn hier festhalten. Dagegen jedoch hatte der Vierzehnjährige etwas.

Der Reiter gab seinem unheimlichen Knochentier die Sporen. Das Pferd machte einen Satz nach vorn.

Das Schwert des Berittenen funkelte.

Mit bloßen Händen wäre jeder andere eine leichte Beute für den Unheimlichen gewesen. Nicht so Pepe. Seine parapsychischen Kräfte wurden zu seinem verlängerten Arm.

Das Schwert des Gespenstischen machte sich plötzlich selbständig, als würde es von einem starken Magneten angezogen.

Es riß den lederbedeckten Knochenarm des Reiters in die Höhe, wischte zur Seite und verbog sich. Die Schneide wurde halbmondförmig wie eine Sichel.

Pepe konzentrierte sich voll auf die Kräfte, die in ihm schlummerten und die nun lebensrettend für ihn sein konnten.

Der Reiter war drei Sekunden lang irritiert.

Er riß sein Pferd zurück. Das Zögern genügte Pepe.

Er spurtete los, jagte an der Betonwand entlang und erreichte den Eingang, ehe der Geisterreiter aus dem Jenseits sein Reittier wenden konnte.

Diese Verzögerung nutzte der Junge abermals aus. Er richtete seinen Blick zur Betondecke empor.

Zerbreche… zerbröckle! dachte er. Nur dieser eine Gedanke erfüllte ihn.

Orangefarben war das Licht, das plötzlich pulsierend über die Betondecke wanderte, die Pepes Blicke erfaßte.

»Ich will, daß du zerbrichst! Ich will es!« hämmerten seine Gedanken.

Für nichts anderes mehr war in seinem Hirn Platz. Ungeheure Kräfte wurden frei.

Sand und Staub rieselten. Es knirschte und ächzte. Die Betondecke platzte, und große Brocken krachten herab auf den Knochenreiter und sein Tier, das sich wild aufbäumte.

Die Dunstglocke, die den Reiter einhüllte und die ein Teil der Atmosphäre war, die er aus seinem finsteren Reich mitgebracht hatte, wehte davon als ob ein heftiger Windstoß hineinfuhr.

Ein Krachen und Bersten folgte. Die Betonwand kam herab, und mit ohrenbetäubendem Tosen verschloß sie den drei Meter hohen Eingang in den Bunker.

Jetzt nichts wie weg, ehe die anderen kamen…

Der Junge lief die zehn Schritte bis zum Strand. Dann spülte das Meer um seine Füße. Das Versteck, in das man ihn geschafft hatte, lag in einer kleinen Bucht, kaum oder nur schwer vom Land her zu erreichen.

Hügeliges Gelände, keine Wege, verwittertes und zerklüftetes Felsgestein erschwerten die Flucht.

Es blieb nur die Möglichkeit, am Strand entlangzuschwimmen, wo die Felsen steil abfielen.

Pepe, mit der Natur vertraut, richtete sich nach dem Sonnenstand. Die Sonne hing schon tief über dem Meer. Es wurde Abend.

Er wußte, aus welcher Richtung er heute morgen gekommen war. Rund acht Stunden waren seitdem vergangen.

Er mußte sich rechts halten. Richtung Osten.

Er sprang einfach.

Das Wasser schlug über ihm zusammen.

Schnell und kraftvoll waren seine Schwimmbewegungen.

Er wußte nicht, ob seine Kräfte ausreichten, an das Ufer zu kommen, das er weit und verschwommen vor sich erblickte.

*

Hoffentlich entdeckten ihn die Geisterreiter nicht und…

Da spürte er die Bewegung neben sich.

Eisiger Schrecken fuhr in seine Glieder, und er warf ruckartig den Kopf herum.

»Hallo, Kleiner«, sagte eine vertraute Stimme.

»Björn?« Pepe riß den Mund zu weit auf. Er schluckte Wasser, gluckste und spie es wieder aus.

Der Freund an seiner Seite strahlte über das ganze Gesicht. »Du darfst den Mund nicht zu weit aufmachen beim Schwimmen. Ich muß dir bei Gelegenheit mal die richtige Technik beibringen. Außerdem bin ich nicht Björn, aber auf diesen Namen höre ich auch.«

Macabros packte den kleinen Mexikaner um die Hüften. Pepe plapperte wild drauflos, fummelte in seiner Tasche herum und zerrte die beiden Amulette aus seiner nassen Hose.

»Ich glaube, was du da gefunden hast, ist bedeutungsvoll«, murmelte Macabros.

»Was sind das für Kerle? Was wollen sie? Warum haben sie mich mitgenommen?«

»Du verlangst mehr, als ein Mensch zu geben vermag, Wuschelkopf. Ich weiß nicht, wie ich es fertigbringen soll, drei Fragen auf einmal zu beantworten. Also: wer die Kerle sind, weiß ich nicht. Aber ich habe eine Vermutung. Vielleicht Horden, die irgendein Verrückter gerufen hat. Damit müssen die Amulette etwas zu tun haben.

Woher die Kerle kommen? Aus einer Welt, die wir nicht sehen können. Wir sind durch die Dimensionen voneinander getrennt. Daß es Einbrüche gibt, beweist ihr Auftreten.

Warum sie dich mitgenommen haben? Dafür gibt es zwei Möglichkeiten. Erstens: weil du die Tote entdeckt hast und die Entdeckung sofort weitergeben konntest, vielleicht auch, weil die gespenstischen, die sich noch in der Nähe aufhielten, vermuteten, daß du sie beobachtet hast. Die zweite Möglichkeit: sie haben dich schon gesehen, als du das geheimnisvolle Amulett fandest, das sie offenbar Monsieur Bollon abjagen wollten. Sie entdeckten es bei dir und nahmen dich gleichzeitig mit, weil sie damit möglicherweise etwas Zusätzliches gegen mich in der Hand haben wollten.«

Macabros war sehr ernst. Er ahnte, daß man mit Pepe im Hintergrund ein Druckmittel gegen ihn in der Hand hätte, das zur Katastrophe führen könnte.

Die Mächte der Finsternis formierten sich. So lange jedoch die Kräfte nicht voll mobilisiert waren, wie es in diesem Fall zu sein schien, gab es noch Möglichkeiten, einen Riegel vorzuschieben.

»Was hast du jetzt vor?«

»Das will ich dir sagen, Pepe: ich bringe dich auf dem schnellsten Weg zur Jacht, und dort bleibst du in sicherem Gewahrsam bei Carminia, Sophokles, Rani und Chitra. Ihr werdet gemeinsam in unser Ferienhaus zurückkehren und dort Urlaub machen.«

»Und du?«

»Ich komme so schnell wie möglich nach, Kleiner. Aber erst muß ich noch etwas erledigen. Jemand hat mir etwas zugeflüstert.«

»Al Nafuur?« fräste Pepe leise.

»Ja.«

»Wann?«

»Eben.«

Der Knabe blickte sich um, als könne er jemand sehen, und lauschte.

»Ist er noch da?« fragte er.

»Ja.«

»Und du hörst ihn immer noch?«

»Ja.«

»Warum kann ich ihn dann nicht hören?«

»Warum kann ich keine Glühbirne platzen lassen?« fragte Hellmark.

»Was sagt er denn, Björn?«

»Daß ich mich beeilen soll! Wir haben eine Chance, die Klappergesellen dorthin zu schicken, woher sie gekommen sind. Zwei Männer haben eine Möglichkeit gefunden. Professor Perpignan und sein Freund Charles.«

»Aha. Und du kennst die beiden?«

»Nein.«

»Aber du hast doch gerade eben ihre Namen genannt. Björn!«

»Richtig. Ich weiß sie von Al Nafuur. Und nun muß ich mich mit den Herren bekannt machen. Was du mir hier gebracht hast, ist nicht mit Gold zu bezahlen, Kleiner. Diese Teilstücke haben uns, laut Al Nafuur, gerade noch gefehlt.«

»Das verstehe ich nicht. Björn. Ich denke – sie sind gefährlich?«

»Jedes einzelne für sich, ja. Aber gemeinsam werden sie zur Waffe – gegen die Unheimlichen.«

»Das mag verstehen, wer will.«

»Ja, da hast du recht, Pepe. Wenn es um Geister und Dämonen geht, weiß man nie so richtig, wie man dran ist. Es gibt keine Patentrezepte. Und nun mach's gut!«

»Moment noch, Björn!«

»Ja?«

»Du hast gesagt, du setzt mich auf der Jacht ab. Du bist dann nicht mehr da?«

»Nein, Kleiner. Manchmal ist es ein Nachteil, nur an zwei Orten

zur gleichen Zeit sein zu können. Man müßte dann an dreien sein!«

*

Die Umgebung für Pepe veränderte sich.

Eben noch war einsame Küstenlandschaft. Nun gab es vertäute Boote, die unverwechselbare Silhouette von La Grande Motte und Menschen.

Auf dem Boot waren die Freunde. Carminia schloß ihn in die Arme.

Die Stelle im Meer, rund zehn Seemeilen entfernt, wo eben noch Macabros mit Pepe geplaudert hatten, war leer.

Die Wellen schlugen dort zusammen, und ein uneingeweihter Beobachter hätte geglaubt, daß in diesem Moment ein Mann und ein Junge ertrunken seien, denn niemand tauchte mehr auf.

*

Björn Hellmark befand sich in einer Zwickmühle.

Die Stimme Al Nafuurs, des geheimnisvollen Magiers aus der Vergangenheit, war zu einem Zeitpunkt in ihm aufgeklungen, als er schon gar nicht mehr mit einer Hilfe seines geistigen Freundes rechnete.

Und nun brannte es ihm unter den Nägeln.

Was sich am späten Nachmittag auf dem Dachgarten des Hotels ereignet hatte, durfte nie wieder passieren.

Das schreckliche Ereignis, mit dem alle diejenigen nichts anfangen konnten, die nicht unmittelbar daran beteiligt gewesen waren, hatte Rundfunk, Fernsehen und Presse auf den Plan gerufen.

Fotografen und Reporter bevölkerten das Touristenzentrum und hörten sich immer wieder die unglaublichen Geschichten der Beteiligten an.

Björn Hellmark saß in einem Leihwagen und raste auf der gutausgebauten Küstenstraße Richtung Montpellier, während er seinen Zweitkörper gleichzeitig zum Cap d’Agde versetzte, wo das Gutshaus der Munuels stand.

*

Von hier aus hatte das Unheil seinen Lauf genommen!

Hellmark glaubte die Zusammenhänge zu erkennen.

Bertrand Munuel hatte sich mit Schwarzer Magie beschäftigt. Er hatte beschworen und gefordert – und seine Wünsche waren in Erfüllung gegangen, denn er besaß einen Teil jener rätselhaften,

uralten Geisteruhr, die vor Äonen schon Priestern, Hexern und Jüngern der Schwarzen Magie zu Diensten gestanden hatten.

Aber Munuel war ein Fehler unterlaufen. Dafür war er mit dem Tod bestraft worden. Es sollte wie ein natürlicher Tod aussehen, um die Vorbereitungen der Schrecklichen, die er gerufen hatte, nicht zu stören.

Doch die Dinge waren durch verschiedene andere Faktoren beeinflußt worden.

Da war ein Mann, der sich das große Glück durch die Hilfe der Dämonen erhoffte: Gerard Bollon. Wie Bertrand Munuel, so war auch er in den Besitz eines Teils der Geisteruhr gelangt.

Doch dieses Teilstück in der Nähe eines anderen versetzte die Schrecklichen in Panikstimmung.

Damit konnten sie geschlagen werden.

Al Nafuur hatte es ihm mitgeteilt: mindestens drei von sieben, gruppiert um das zentrale Mittelstück, in dessen Besitz Munuel war, wurden zur schlagkräftigen Waffe.

Die Mächte, mit denen Munuel sich eingelassen und wovon seine Familie offenbar keine Ahnung hatte, zeigten ihre Rache.

Als Macabros vor dem Haus materialisierte, wußte er, daß er zu spät kam.

Die Unheimlichen waren bereits da gewesen.

Der prächtige Gutshof zeigte Zerfallserscheinungen, als wäre er schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnt. Die Fenster waren verschmutzt, die Holzrahmen ausgebleicht und unansehnlich. Die Platten der Terrasse waren gespalten und rissig.

Türen und Fenster standen offen oder hingen windschief in den Angeln.

Was war hier geschehen?

Macabros betrat durch das Portal die Halle.

Der Verputz bröckelte von den Wänden. Einige Bogengänge des geräumigen Hauses waren herabgebrochen.

Macabros hörte ein leises Stöhnen.

Unter der eingebrochenen Treppe lag ein Mensch. Eine Frau. Nicole Tosette!

Ein Funken Leben war noch in ihr.

»Was ist hier geschehen?« fragte Hellmarks Doppelkörper die Sterbende, und er kam sich vor wie auf einem fernen Stern.

»Plötzlich… alles zusammengebrochen… wir wollten fliehen…« Nicole Tosettes Stimme war nur ein Hauch. »Dann stürmten sie herein…«

Macabros' Blick wurde hart. »Reiter? Viele Reiter?«

»Man konnte sie… nicht zählen…«

Er strich das verstaubte Haar aus ihrem schmerzverzerrten Gesicht.

Ein schwerer Quader lag quer über ihrem Leib. Nicole mußte seit Stunden so liegen, und niemand war auf das geisterhafte und schreckliche Geschehen bisher aufmerksam geworden.

»Hunderte…? Tausende…? Ein ganzes… Heer! Sie kamen von überall her… aus den Wänden, durch die Türen und Fenster… tot, alle tot… Pascal… Alain, seine Frau…«

Nicole Tosette hatte die grausige Auflösung dieses Hauses miterlebt, das Sterben ihrer Angehörigen.

»Schreckliche Reiter… aus Knochen… klappernde Skelette«, preßte sie mit letzter Kraft hervor, und ihre Augen öffneten sich weit. Ein Zucken lief über ihr totenbleiches Gesicht, als kämen die Unheimlichen zurück, um dieses abseits liegende Haus vollends dem Erdboden gleichzumachen. »Fliehen Sie, bevor auch Sie…!«

Ihr Kopf fiel zur Seite. Erlösung und Entspannung lagen auf dem stillen Gesicht.

Die letzte Augenzeugin hatte ausgelitten.

*

Sie hatten alles genommen, was ihr dämonischer Fürst gegeben hatte.

Das schöne, große, prachtvoll ausgestattete Heim des erfolgreichen Schauspielers Munuel – nur ein Blendwerk des Teufels!

Seine Rachetruppen waren unterwegs in dieser Welt. Sie würden alles daransetzen, um zu verhindern, daß die Teile der Geisteruhr zusammenkamen.

Die Erkenntnis, durch Macabros gewonnen, setzte sich in Björn Hellmarks Bewußtsein fort.

Wo war das Heer der Geisterreiter jetzt?

In dem alten Bunker, wo Pepe gefangengehalten worden war?

Auf dem Weg nach Montpellier, um Perpignan und dessen Freund auf grausige Weise zu töten?

Hellmark löste seinen Zweitkörper auf. Die Belastungen der vergangenen Stunden waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Es war zuviel auf ihn eingestürmt.

Aber er brauchte Macabros. Bis er in Montpellier war, vergingen noch mindestens zehn Minuten. Der Vorfall im Gutshaus der Munuels aber war Warnung und Signal genug.

Abermals ließ er Macabros entstehen und merkte dabei gleichzeitig, daß sein Originalkörper schwächer wurde, daß er mit der Geschwindigkeit heruntergehen mußte, weil er nicht mehr in der Lage war, sich voll auf den Verkehr zu konzentrieren und er andere durch seine Abwesenheit nicht gefährden wollte.

Macabros war in der Straße, in der Perpignan bei seinem Freund

untergekommen war. Wie im Traum registrierte Björn seine neuen Erfahrungen.

Er betätigte die maßgebende Klingel. Eine Frau öffnete.

»Professor Perpignan? Nein, er ist nicht da. Gemeinsam mit meinem Mann wollte er nach Agde.«

Das war das Schlüsselwort!

»Danke!«

Macabros verschwand.

Agde – das war noch weiter als Montpellier! Noch mehr als eine halbe Stunde Fahrt…

Perpignan war mit seinem Freund unterwegs zum Haus der Munuels!

Die beiden Männer hatten eine Ahnung oder suchten die Gewißheit.

Perpignan hatte von Nicole Tosette das geheimnisumwitterte, zauberkräftige Mittelteil der Geisteruhr bekommen. Er sollte es untersuchen. Er kannte sich aus in der Geschichte der Magie und des Okkultismus und mußte wissen, was es bedeutete, mit diesen Kräften zu arbeiten.

Hellmark fuhr an den Straßenrand. Hundert Meter vor ihm las eine Tankstelle mit Restaurant. Bis dahin aber schaffte er es nicht mehr.

Seine ganze Kraft floß in seinen Zweitkörper, der erste verlor sichtbar an Substanz und wirkte fast durchsichtig.

Macabros mußte erneut zurück in das Gebiet der felsigen Agde-Küste, in die Nähe des Geisterhauses. Er hoffte, Perpignan und seinen Begleiter so schnell wie möglich zu finden, ehe die Geisterreiter erneut zuschlugen und das wertvolle Mittelstück ihnen in die Hände fiel. Was dann werden sollte, wußte auch Björn Hellmark nicht.

*

»Hier ist es.«

Charles stoppte.

Perpignan starrte durch die Windschutzscheibe. Eine Bodenwelle, dahinter aufsteigender Felsen, dahinter wiederum das Meer.

Es dunkelte.

Gilbert Perpignan öffnete die Tür und stieg aus.

Zweihundert Meter hinter ihnen, verdeckt von Palmen und Pinien, stand ein Fischerhaus, in dem es eine vortreffliche Zwiebelsuppe zu essen gab, wie Charles mit Kennermiene erklärte. Aber ihnen stand nicht der Sinn danach.

Der Tag heute war vergangen mit Gesprächen, Diskussionen und Überlegungen. Alte Bücher hatten sie gewälzt und waren beide zu der Überzeugung gekommen, daß hier eine Gefahr wuchs, die nicht hoch

genug einzuschätzen war. Beide hatten keine Vorstellung von dieser Gefahr, aber in alten Schriften war vom Geisterheer, von den todbringenden Blitzen und den wilden Horden die Rede, die dann kamen, wenn einer es gewagt hatte, die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten und die Geduld der Jenseitsmacht zu überfordern.

Bertrand Munuel war auf seine Weise wie ein Moloch gewesen. Er hatte immer mehr Kunstwerke und Reichtümer eingeheimst. Er hatte nicht genug kriegen können. Die Eskalation endete in der Katastrophe!

Perpignan schüttelte den Kopf, und seine Augenschlitze verengten sich. »Seltsam«, murmelte er, zu dem Haus am Meer hinüberblickend.

»Was ist seltsam?« fragte sein Freund Charles, ein untersetzter Mann mit dickem Lippenbart.

»Das Haus. Ich dachte, es wäre neu. Es kommt mir so alt und baufällig vor.«

»Ja, du hast recht. Wenn…«

Charles packte seinen Freund am Arm. »Da vorn…«, wisperte er erregt. »Da ist doch etwas… vom Haus her…«

Perpignan zuckte zusammen. Er sah es auch. »Wie in der Schrift«, murmelte er. »Die Horden, die Geisterheere, die angekündigt sind, wenn einer überzieht.«

»Sie kommen auf uns zu!«

Ein Rauschen erfüllte die Luft. Düster und grau wirkte der Himmel, und unheimliche Geräusche drangen an ihre Ohren.

»Schnell!« schrie Charles! »Wir müssen hier weg.«

So hatten sie sich ihre Ankunft nicht gedacht. Sie wollten das Haus sehen und dort einen Besuch machen, um dann darüber zu beratschlagen, was zu tun sei, um das gespenstische Treiben der durch Munuel ins Diesseits gerufenen Kräfte zu beseitigen.

Sie wußten es: Sie brauchten die Geisteruhr dazu. Aber die wirkte nicht, solange sie nicht in der Lage waren, weitere Teilstücke in ihren Besitz zu bringen. Charles besaß eines, aber inzwischen wußten sie, daß es mindestens drei sein mußten!

Charles klemmte sich hinter das Steuer.

Der Boden unter ihnen erzitterte. Das Heer der Geisterreiter preschte auf sie zu.

Der gesamte Horizont und die Atmosphäre waren von diffusem Licht und einer solch grausigen Stimmung erfüllt, daß sie sich fürchteten.

»Halt!« Ein Mann. Groß, blond, breite Schultern. Wie aus dem Boden gewachsen tauchte er neben dem Professor aus Paris auf. »Sie sind Professor Perpignan, nicht wahr?«

»Ja.« Wo kam der Mann her? Wie kam er hierher? Sie hatten ihn nicht kommen sehen.

Die Reiter preschten näher.

»Kommen Sie, schnell!« stieß Perpignan hervor. »In den Wagen. Da vorn, die Staubwolke… Sehen Sie denn nicht?«

Perpignan stolperte um das Auto herum.

»Professor! Sie haben einen Teil der Geisteruhr, nicht wahr?« Macabros hielt ihn am Arm fest.

»Die nützt uns nichts! Es fehlten die Teilstücke. Mein Gott, so kommen Sie doch!«

Schon röhrte der Motor auf. Deutlich waren die ersten Reiter zu erkennen, die weißen Knochen der riesigen Pferde und die blinkenden Schwerter.

Sie würden die drei Menschen und das Auto niedertrampeln, und nichts mehr würde von ihnen übrigbleiben; und morgen würde irgend eine phantastische Geschichte von einem merkwürdigen Unfall in der Zeitung stehen, und kein Mensch kam auf die Idee, den Dingen auf den Grund zu gehen.

»Sie nützt etwas. Sehen Sie hier!« Macabros öffnete die Hand. Es waren zwei Teilstücke, die auf zwei Stellen am Mittelstück paßten.

Mit dem Gegenstück, das Charles in seinem Besitz, von dem er aber nie Gebrauch gemacht hatte, waren die Bedingungen erfüllt.

Mindestens drei mußten es sein.

Perpignan stöhnte leise. Er brachte es nicht fertig, den Blick von der unheimlichen Kulisse zu nehmen.

»Professor!« Macabros schüttelte ihn. »Unsere Zeit läuft uns davon! Wir haben nur diese eine Gelegenheit!« Macabros stellte sich darauf ein, daß alles schiefging. In dem Fall gab es für ihn nur noch eins: Perpignan und seinen Begleiter an einen sicheren Ort zu bringen, denn die Flucht mit dem Wagen war nun auch aussichtslos. Das Geisterheer war zu nahe.

Jetzt blieb nur noch die Flucht nach vorn.

Perpignan öffnete mit zittriger Hand die Tasche, die er vom Rücksitz riß.

Die Tasche fiel ihm aus der Hand. Macabros bückte sich.

Das Dröhnen und Trommeln der hohlklingenden Knochen wurde unerträglich. Die Luft erzitterte. Es war kein Himmel mehr zu sehen, und die Männer glaubten, von einer riesigen, grauen Glocke eingeschlossen zu sein.

Macabros griff nach der Tasche. Das Mittelstück der Geisteruhr mit dem aufgesetzten Gegenstück rutschte förmlich zwischen seine Finger.

Macabros beeilte sich.

Er setzte das erste Amulett auf. Es paßte nicht auf Anhieb. Die Paßstücke waren genau für die einzelnen Teile vorgesehen. Man konnte und durfte sie nicht verwechseln.

Eine neue Erkenntnis! Wertvolle Sekunden gingen verloren.

Der Wagen machte einen Satz nach vorn. Charles verlor die

Nerven. Er gab Gas. Die Tür auf der anderen Seite stand noch offen. Sie riß Perpignan mit.

Der Professor stürzte und fiel mit dem Gesicht in den sandigen Boden.

Der Wall der skelettierten Pferde und Reiter brach über sie herein.

Charles steuerte genau in das Unheil.

Da setzte Macabros mit fliegenden Bewegungen das letzte Teilstück auf, riß das handtellergroße Gebilde, das aussah wie ein kleiner Fächer, den man aus, mehreren Teilen zusammensetzen konnte, in die Höhe und hielt es dem Heer der Geisterreiter entgegen.

Ein Versuch! Keine Gewißheit…

Der Blitz grellte durch das Gewölk und spaltete violett und orangefarben den Himmel.

Macabros wurde zu Boden geschleudert, und es gab einen Knall, als bestünde der gesamte Himmel über ihnen aus einer riesigen Glaskugel, die nun zerplatzte.

*

Stille. Saubere Luft, klar der Himmel, als wäre die Atmosphäre von allem Bösen gereinigt.

Macabros erhob sich.

Die Geisterreiter waren verschwunden, Perpignan und sein Freund mit dem Schrecken und einigen blauen Flecken davongekommen.

Wie nach einem furchtbaren Unwetter, das sie mühsam überstanden hatten, kamen sie aus drei verschiedenen Richtungen aufeinander zu. Charles stolperte von seinem Wagen weg, als liefe er auf Eiern.

Macabros starrte auf den Boden. Wie eingebrannt hatten sich die Umrisse der Geisteruhr, als wäre sie rotglühend in den Sand gefallen und hätte ihn in Glas umgewandelt. Die Geisteruhr selbst war verschwunden. Als er vorsichtig mit den Fingern nach dem Abdruck tastete, fiel der in sich zusammen, und die letzten Spuren vergingen.

»Sehen Sie… dort«, hörte er Perpignans Stimme. Der Archäologe deutete mit der Rechten hinüber zum Gutshaus Munuel.

Macabros glaubte nicht richtig zu sehen. Das Haus stand in alter Pracht wieder dort.

Die Wirkung der Geister – aufgehoben durch die Kraft der Amulette? Waren die, die gestorben waren, nun auch wieder am Leben? Lief alles rückwärts?

*

Nein, so einfach war es nicht. Munuels Haus stand so da, wie alle

es kannten, und die Episode dort, die Macabros erlebte, schien nur ein böser Spuk gewesen zu sein.

Aber die Toten wurden nicht wieder lebendig, und die Menschen, die in Munuels Haus unter den zusammenbrechenden Säulen, Türfüllungen und Torbogen umgekommen waren, blieben verschwunden. Man sah sie nie wieder, und niemand wußte, was aus ihnen geworden war.

Außer Björn Hellmark.

*

Am späten Abend saßen sie alle gemeinsam auf der Jacht: Sophokles, Pepe, Rani Mhay, Carminia und Björn.

Bunte Lichter brannten. Die Welt war ruhig und friedlich.

Radio Paris brachte Chansons. In den Spätnachrichten wurde eingehend über die Vorfälle in La Grande Motte berichtet.

Augenzeugen wurden zitiert und Reporter kamen zu Wort, die dort eingehend recherchiert hatten. Nach den Meldungen nahm ein Fachmann dazu Stellung.

Er erklärte folgendes: »Die Augenzeugenberichte und das Geschehen mögen den Eindruck erwecken, als sei etwas Unfaßbares, Ungeheuerliches in unsere Welt eingedrungen. Wir haben festgestellt: über dem Dachgartencafé hat sich ein örtliches Gewitter mit orkanartigen Böen entladen. Der Wind wirbelte die Menschen durcheinander wie welke Blätter. Tische und Stühle kippten um, Sonnenschirme wurden in die Tiefe geweht und rissen die Menschen mit. Insgesamt hat das Unwetter dreiundvierzig Menschenleben gefordert. Wie kam es nun dazu, daß mehr als hundertsechzig Menschen behaupten, Knochenpferde und skelettierte Reiter mit Schwertern gesehen zu haben? Wir haben hier das typische Bild einer Massenpsychose vor Augen. Angst und Panik haben in zahlreichen Hirnen das gleiche Bild, die gleichen Empfindungen ausgelöst, und viele werden – auch davon bin ich überzeugt – erst nachher von anderen die angeblichen Wahrnehmungen übernommen haben und haben sie dann zu ihren eigenen gemacht. Daß alles nicht sein kann, was über hundert Menschen gesehen haben wollen, beweist auch die Darstellung einer jungen Frau, die behauptet, daß im Augenblick der größten Gefahr, als sie und ihre Tochter von den anstürmenden Reitern in die Tiefe gedrängt werden sollten, ein Mann an ihrer Seite auftauchte, der kurz zuvor ihre Tochter gerettet hatte und der sie und ihre Tochter sicher in die Tiefe brachte. Sie hätte sich plötzlich unten auf der Straße, zehn Stockwerke tiefer, wiedergefunden, ohne daß sie die Treppe oder den Lift benutzt hätte! Dieses Beispiel ist symptomatisch für das ganze Geschehen. Die Unglücklichen, die von

der Gewitterbö überrascht wurden, waren für Sekunden nicht mehr Herr ihrer Sinne, nur so ist die Massenpsychose erklärbar…«

»Massenpsychose!« murrte der Mann aus Bhutan. Rani Mahay reckte seinen muskulösen Körper. Auf seiner Schulter klebte ein sauberer, frischer Verband. »Eine Einbildung auch diese Wunde? Vielleicht hätte der Sprecher auch ’ne Erklärung dafür. Wahrscheinlich habe ich mich an der Spitze eines Sonnenschirms gepiekt und hab’s gar nicht bemerkt. Massenpsychose! Da lachen die Hühner! Wenn alle so denken, dann bringen uns Überheblichkeit und Unverständnis eines Tages doch noch an den Rand des Verderbens.«

Er erhob sich und ehe jemand es verhindern konnte, sprang er ins Wasser, das hoch aufspritzte.

»Chitra!« Die Tigerin folgte seinem Ruf und ließ sich in die schäumenden Wellen plumpsen.

Mit kraftvollen Schwimmstößen schwamm Mahay neben der langsam weitergleitenden Jacht durch das Wasser. Einer nach dem anderen folgte, und sie tummelten sich im Wasser und genossen die unbeschwerten Minuten, die ihnen diese Stunde schenkte.

ENDE